18 Kurzgeschichten mit schwäbischem Witz, humorvoll portraitiert

Dazu eine Einführung in die Welt der Spätzle



Klaus Heiland · Band II

Dr´Heiländer

Klaus Heiland

Dr´Heiländer

— Band II —

In 18 Erzählungen
beschreibt der Verfasser
den alltäglichen Umgang
mit seinen Mitmenschen
— hintergründig, überzeugend
und stets mit einem Schuss
schwäbischen Humors.

Verlag



Layout + Satz:
Tanja Weber, Jürgen Schweizer

Verlag 

74189 Weinsberg

Titelseite: Aquarell von Michael Koszt, Neuenstadt
Zeichnungen: Hans K. Dietrich, Öhringen
Herstellung und Druck: DRW Verlag Weinbrenner GmbH & Co

ISBN 3-9802608-5-2

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

Dass „Dr' Heiländer" Band I in verhältnismäßig kurzer Zeit seine Leser und damit natürlich seine Käufer gefunden hat, überraschte mich angenehm. Die Resonanz war so positiv, dass der Verlag Dr' Pfiff schon jetzt den Band II herausgibt. Geschichten habe ich noch genug!
Gefreut haben mich manche Äußerungen, überwiegend zustimmender Art, von den verschiedensten Menschen.
Erstaunt war ich manchmal, wer sich alles über die Geschichten gefreut, Details angesprochen oder sich Dialoge teilweise sogar wörtlich gemerkt hat.
Danken möchte ich den Käufern auch dafür, dass sie durch den Erwerb die große Aufgabe der Ausreinigung und Instandsetzung der Hauptorgel in der Johanneskirche unterstützt haben.
Lange Jahre singe ich schon in der Weinsberger Kantorei, dem früheren Kirchenchor.
Kantor KMD Gerhard Frisch bietet geistliche Musik auf hohem Niveau. Natürlich hat Qualität ihren Preis und bei der Kirche werden die Gelder immer knapper, die Aufgaben jedoch bleiben. Um den hohen Stellenwert der „Musica sacra" weiter halten zu können, wurde vor einem Jahr ein Förderkreis für

Kirchenmusik gegründet. In diesem finden sich Personen zusammen, um durch ihren Beitrag mitzuhelfen, dass Kirchenmusik weiter ohne all zu große finanzielle Zwänge zur Ehre und zum Lobe Gottes erklingen kann.
Luther hat einmal zu Recht die Musik als den fünften Evangelisten bezeichnet. Für diesen Förderkreis, den ich meinen Lesern ans Herz legen möchte, soll von jedem Band ein besonderer Betrag bestimmt sein.
Ansonsten, danke für manche Ermunterung, weiter zu schreiben und viel Vergnügen beim Lesen der nachstehenden Geschichten.

Ähnlichkeiten mit realen Geschehnissen oder realen Personen, gleichgültig ob lebend oder verstorben, sind nicht gewollt und wären rein zufällig, soweit nichts gegenteiliges erwähnt wird.

Weinsberg, im Herbst 2003

Klaus Heiland

Klaus Heiland


ZEUGNIS

Klein aber oho!

Es gibt bekanntlich technische Geräte, die ohne Zweifel zur Unterhaltung, Information, Erheiterung und Erbauung des Menschen dienen. Frage ich danach, so wird man mir bestimmt viele davon aufzählen können: Das Radio, das Fernsehgerät, den Plattenspieler, den Kassettenrecorder, das Tonband, die Musikbox, die Stereoanlage usw.

In unserem Postamt haben wir jedoch ein Gerät das hier aus dem Rahmen fällt – den Fotokopierapparat. Vielleicht werden Sie jetzt meinen ich wäre mit der berühmten Muffe gepufft. Mitnichten, ein Fotokopierer ist ein erstklassiges Gerät zur menschlichen Information oder Erheiterung. Warum, das will ich Ihnen jetzt verklickern.

Seit bei uns im Schaltervorraum ein Münz-Fotokopierer aufgestellt wurde, bekommen wir gerade durch diesen, ohne es eigentlich zu wollen, Informationen, und schon oft trug eben dieses Gerät zu unserer Erheiterung bei.

So z.B. wenn der großkotzige Handelsvertreter, der uns mit seinen Umsätzen und Traumprovisionen immer wieder vor Augen führt, was Schalterbeamte bei der Post eigentlich für

arme unterprivilegierte Würstchen sind, sein zum Kopieren eingelegtes Original vergisst und gnädig winkend nur mit der Kopie abzieht. Der nächste Benutzer dieses segensreichen Gerätes gibt das zurückgelassene Schriftstück natürlich bei uns am Schalter ab. Handelt es sich dabei jedoch um einen Zahlungsbefehl für sechs ausstehende Raten, für die neue Luxuslimousine, uns einst stolz mit Angabe des ebenso stolzen Kaufpreises vorgestellt, ist dies schon etwas peinlich. Dass nach pflichtgemäßer Zusendung des vergessenen Originals die vollmundigen Reden verstummt sind und unser Angeber, soweit möglich, ein anderes Amt frequentiert, sei am Rande nachgetragen.

Dann die hübsche, junge Apothekenhelferin, die sich einen Haufen auf ihre Schönheit einbildet, grade als hätte sie die selbst gemacht und wäre ihr nicht vom lieben Gott geschenkt worden. Die uns Schalterbeamten stets schnippisch begegnet, um zu demonstrieren, dass sie mit so alten Kerlen mitten in der sogenannten „Midlife-Crisis" nichts am Hut hat. Die sich immer so cool und unnahbar gibt und sich über unsere Reden und kleinen Späßchen älteren Kunden gegenüber, die wir gut kennen, mokiert.
Wenn sich besagte schöne und stolze Dame dann verliebt und plötzlich ein reger Postverkehr beginnt, kann das uns eigentlich gleichgültig sein. Bleibt jedoch eines Tages ein italienisch geschriebener Brief im Kopiergerät zurück, welcher nach einer Woche immer noch herrenlos bei uns verwahrt wird...
Ein von uns zu Übersetzungszwecken oft befragter Kollege aus

Italien, bezeichnete das Schriftstück als ziemlich heißen Liebesbrief, konnte aber außer dem Vornamen der Empfängerin keine anderen Anhaltspunkte herausfinden, wem wir den vergessenen Gegenstand zu überstellen hatten. „Anita“ hießen schließlich viele Mädchen.

Wer beschreibt jedoch unser Erstaunen, wie sich unsere stolze Apothekenjungfrau sichtlich peinlich berührt, erkundigt, ob sie nicht vor einigen Tagen einen italienisch geschriebenen Brief unter der schwarzen Abdeckklappe zurückgelassen hätte.

Richtig zutraulich, gar nicht so eingebildet wie sonst, erklärt sie uns dabei, sie würde gerade einen Kurs in Italienisch bei der Volkshochschule machen und hätte ihren Briefentwurf einer Freundin zur Durchsicht und Korrektur zusenden wollen und deshalb kopiert.

Nun, in unserer großen Harmlosigkeit haben wir natürlich verständnisvoll alles so geglaubt. Meine Aussage, wir seien froh, dass sie sich gemeldet habe, sonst hätten wir uns noch den Inhalt des Schreibens übersetzen lassen müssen, um den vergesslichen Besitzer des Dokuments zu ermitteln, nahm sie zuerst heftig errötend dann aber sichtlich erleichtert zur Kenntnis.

Seither hat sich die vorher doch sehr eingebildete junge Dame zu einem recht netten Mädchen entwickelt, obwohl der heiße Briefverkehr rasch abbrach und sie sich auch bald mit einem netten jungen Bahnbeamten befreundet und verlobt hatte. Jetzt sind wir von der Post ja fast Kollegen ihres Zukünftigen und so also umgangs- oder salonfähig geworden.

Der dritte Fall, der uns ebenfalls sehr erheiterte, trat wenig spä-

ter ein. Ein würdiger Herr mittleren Alters hatte schon öfters bei uns postlagernde Päckchen abgeholt. Dies sicher nicht wissend, dass er mir von 15 Jahre zurückliegenden Vertretungen noch bekannt war.
Ein jetzt pensionierter Pädagoge und bekannter konservativer Kommunal- und Kreispolitiker aus dem Tal. Ein Ausbund von Tugend und Moral, dazu ein Sittenwächter mit hohen Ansprüchen an seine Umgebung – auch an sich selbst? Dieser immer schlechtgelaunte Postkunde mit den schmalen und verkniffenen Lippen eines Zynikers und den stahlblauen Augen eines Besserwissers, holte also eines Tages wieder ein Päckchen ab. Sicher nahm er an, wir naiven Provinzpostler würden die nur mit einer Freistempler-Kennnummer verdeckt angegebene Absenderbezeichnung in Flensburg nicht kennen. Aber selbst bei uns Trotteln hat es sich im Laufe von 20 bis 30 Postdienstjahren herumgesprochen, dass der Republik größtes Versandgeschäft für Sexartikel und Ehehygiene dort seinen Sitz hat. Seine zweite Berühmtheit als Zentrallager für Führerscheine kam ja erst viel später dazu.
Besagter Moralapostel also hatte ein Päckchen des oben geschilderten Versenders abgeholt und war hochbefriedigt damit verschwunden. Nach kurzer Zeit jedoch betrat er wieder die Schalterhalle mit dem inzwischen geöffneten Päckchen unter dem Arm und benutzte den Kopierer. Gehen sah ich ihn dann nicht mehr, weil der starke Schalterverkehr kurz vor Mittag den Blick zum Gerät verstellte. Als ich schließlich fünf nach zwölf die Zugangstür zur Schalterhalle verschloss und den Vorhang

zuzog, hob ich beim Ausschalten des Kopiergeräts die schwarze Abdeckklappe, eben weil immer wieder Originalschriftstücke vergessen werden.
Schon wieder, dachte ich, als ich einen hellbraunen Lieferschein erblickte. Wer hat da wieder nicht aufgepasst?
Au weia, Orion-Versand, Beate Uhse, Flensburg. Der Lieferschein enthielt eine ganze Reihe von Porno-Titeln und hinter einem war handschriftlich vermerkt „fehlt“.
Als Besteller der Lieferung aber war der gestrenge Herr Präzeptor postlagernd Weinsberg vermerkt. Obwohl ich den Lieferschein an sicherem Orte lange zur Abholung verwahrte, aus naheliegenden Gründen wollte ich ihn seinem Herrn ja nicht zusenden, wurde er niemals abgeholt und den Herrn Schulmeister sah ich seither nie mehr an unserem Schalter.

Nun aber endlich zu der Episode die ich eigentlich schildern will. – An einem Tag kurz vor Ostern, hatten wir eine rege Benutzung unseres Münzkopierers durch Schüler festgestellt und richtig gefolgert, dass es Zeugnisse gegeben hatte. Die großen Schüler brauchten die Kopien für Bewerbungen. Die jüngeren Schüler schickten die Kopien an Oma und Opa um ihre guten Noten bewundern zu lassen. Natürlich spielten auch handfeste wirtschaftliche Interessen wie Jubelprämien und sonstige finanzielle Zuwendungen von den Empfängern der Ablichtungen eine Rolle. Da betrat auch am Nachmittag, kaum hatten wir unsere Halle wieder geöffnet, ein Nachbarsbub den Schalter.
„Geht er?“, sagte er fragend und wies mit der Hand auf den

Kopierapparat.
„Ja“, antwortete ich.
„Wie muss’e des do neilega?“, wollte er wissen.
„Die Schrift muss nach unten, da sitzen die kleinen Männchen die das ganze fotografieren“, alberte ich.
„Sie immer mit Ihre Schbrüch“, lachte er zurück. „Wo schmeiß’ i denn s’ Geld nei?“, wollte er noch wissen.
„In den Kasten ganz unten“, gab ich zur Antwort.
Da er kein passendes Münzgeld hatte, wechselte er bei mir, und unter meiner Assistenz hinter der Schalterscheibe kam die Kopie schließlich gut zustande.
„Vergiss’ dein Zeugnis nicht“, mahnte ich, als er gehen wollte.
„Gut, dass Sia dra denkt hen, des het e jetzt tatsächlich vergessa. Woher wissat Sia eigentlich, dass des mei Zeignis isch?“, sagte er sichtlich erstaunt.
„Heut’ sind schon mehr Zeugnisse kopiert worden“, klärte ich ihn auf.
„Ach so“, antwortete er zufrieden.
„Wie siehts denn aus, kriegt die Oma die Kopie, die du gemacht hast?“, fragte ich.
„Richtig grada“, strahlte er, „wissat Se, deswega“, er hob die linke Hand und machte die bekannte Geldzählbewegung mit dem Daumen und Zeigefinger.
„Und, wie bist du mit dem Zeugnis zufrieden?“, hakte ich nach.
Kurzes Überlegen, dann sagte der Knirps diplomatisch:
„Ha, wissat Se, Herr Heiland, für d’ Oma isch’s scho rächt.“
Deshalb also „klein aber oho“!

Anrüchig

Eine anrüchige Sache ist undurchschaubar, ominös, nicht ganz koscher. Sie wird eventuell nur mit spitzen Fingern angefasst. Auch hat sie oft ein „Gschmäckle“, ist nicht ganz hasenrein und wird nur hinter vorgehaltener Hand besprochen. Von all diesen Deutungen traf nichts voll auf den Tatbestand zu, der dieser Geschichte zugrunde liegt und mich auch zur Wahl des Titels veranlasst hat. Am ehesten noch das „Gschmäckle“, aber urteilen Sie selbst.

Die Wahrheit, sie war anrüchig im Sinne des Wortes – sie stank! Sie stank sogar gewaltig und mit zunehmender Dauer zunehmend mehr. Immer wenn Doris ihr Wohn- und Esszimmer betrat, zog sie die Nase hoch. Da duftete doch irgend etwas nicht gerade nach Veilchen. Sie drehte sich beim ersten Mal noch um und schnupperte in die entgegengesetzte Richtung der Diele. Dort befindet sich das WC. Aber von dort herrlicher, würziger Zitronenduft, der Geschmackstoff der in die Schüssel eingehängten Duftsteine. Aber wie gesagt, aus dem Esszimmer meuchelte es.
Vielleicht Konrad Black der schwarze Kater, den die Kinder

Mister Black nannten und zärtlich liebten? Aber der war doch ein Herr in den besten Jahren und unbedingt stubenrein. Er machte immer unübersehbar und nicht misszudeutend klar, wenn er und aus welchem Grund er hinaus wollte. Außerdem machte er seit einiger Zeit einen Bogen um das Wohn- und Esszimmer. Scheinbar hatten seine geschärften Nasennerven schon lange vor Doris den anrüchigen Duft verschnuppert. Nicht einmal seinen lange Zeit bevorzugten Lieblingsplatz auf der Sofaecke benützte er für seine Schlafpausen. Er nahm derzeit lieber den Fußabstreifer vor dem sogenannten besseren Zimmer in Anspruch. Dies, obwohl es eben dort zog, wie Hechtsuppe – schon etwas merkwürdig, dachte Doris.

Vielleicht war den kleineren ihrer vier Kinder etwas Dummes passiert. Jörg oder Anke, die oft so miteinander balgend, streitend, raufend – aber auch sich ärgernd, mit verbaler oder körperlicher Gewalt miteinander zu Gange waren.

Die Mutter rutschte kniend auf dem Teppichboden herum und schnüffelte wie ein Polizeihund mit Prädikat. Es roch zwar nicht nach Rosen und Jasmin, aber es stank auch nicht.

Bei ihrer Inspektion hatte sie eine Reihe von Flecken und Verunreinigungen festgestellt, die aus der normalen aufrechten Perspektive nicht zu sehen waren.

Grund genug für die Hausfrau am nächsten Tag, als der Mann aus dem Haus, die Großen in der Schule, die Kleinen im Kindergarten waren, den Teppichboden mit Essigwasser zu reinigen. Dabei lüftete sie gründlich durch und der leichte säuerliche Duft schien das Problem beseitigt zu haben. So dachte zu-

mindest sie, die sorgende Hausfrau, die Seele der Familie.
Aber schon am nächsten Morgen roch es zwar mit Essigwasserdunst vermischt etwas pikanter als sonst, aber trotzdem anrüchig. Was zum Teufel meuchelte derart, was stank hier so penetrant?
Die Mutter war ratlos, und das will bei einer so Guten etwas heißen. Sollte doch „Herr Schwarz", wie die Eltern den von den Kindern englisch genannten Mr. Black, der schwarze Kater Konrad im Spiele sein? Er war früher gerne zwischen den Blumentöpfen auf dem breiten Marmorsims über der Heizung, hinter dem großen Blumenfenster gelegen. Sollte der Sauigel dort vielleicht sein Wässerchen abgeschlagen oder gar sein großes Geschäft in dem Terra-Cotta-Pflanztrog verrichtet haben? Nicht auszudenken!
Wenig später sah man Doris an den Blumentöpfen und dem Pflanztrog herumschnüffeln. Eigentlich roch es auch nicht anders wie sonst. Für alle Fälle aber topfte die Hausfrau am Nachmittag sämtlich Pflanzen um und erneuerte die Erde des Kübels. Sie seufzte.
Hatte sie denn nicht in der letzten Zeit Ärger genug gehabt! Dies ausgerechnet mit Jörg, der sonst ja ein recht friedlicher kleiner Junge war. Der hatte etwas in den falschen Hals bekommen und trotz den Erklärungsversuchen beider Eltern war er stocksauer. Wie es der Teufel wollte, war das damals erste Fernsehgerät der Familie genau am 10. Geburtstag von Jörgs großem Bruder Arne geliefert worden. Der Kleine nun war der felsenfesten Überzeugung, das heiß ersehnte Pantoffelkino wäre

das Geburtstagsgeschenk für den Großen. Er lief Amok. Er ließ die Sau raus. Opa Paul, ähnlich gelagert, hätte seine helle Freude am Enkel haben können.
Ihn, Jörg, hatte man mit einem Holzzügle abgespeist, Buntstiften, Turnschuhen und einer Schachtel Katzenzungen, die er so liebte. Der große Bruder aber, bekam zum 10. Geburtstag, gerade mal 5 Jahre älter, einen Fernsehapparat. Er war stinkig und ärgerte sich, dass Ute die große Schwester, Vater und Mutter glaubte, dass das ein Zufall und das Gerät kein Geburtstagsgeschenk sei.
Mit Engelszungen hatte Doris geredet und den kleinen Mann auf den Schoss genommen. Der aber machte sich stocksteif und demonstrierte schon rein körperlich seinen Unglauben über die mütterlichen Erklärungen. Anke, die Kleine war ja noch zu dumm. Die freute sich über das Fernsehprogramm. Ihr war egal wem der Kasten gehörte. Hauptsache die Bilder liefen. Also auch hier keine Menschenseele, die sich mit einem gekränkten Bruder solidarisierte.
Auch die Umtopfaktion war ein Schlag ins Wasser – ein Schuss in den Ofen gewesen. Am nächsten Tag stank es wieder anrüchig, penetrant, undefinierbar, keinesfalls zu überriechen.
„Es riecht scho a bissle komisch“, hatte der Vater als echter Familiendiplomat gesagt, als sie gefragt hatte. Wie immer wollte er keinem seiner Lieben etwas antun. Es konnte eben nicht sein, was nicht sein durfte. Vielleicht hatte eines der vier Kinder auf den Teppichboden gepieselt, aber wer?
In ihrer Verzweiflung räumte Doris einige Tage später – der

Geruch hatte an Stärke und Durchschlagkraft zugenommen – das ganze Zimmer aus. Vielleicht hatte doch Konrad der Mohr unter dem Sofa oder hinter die Eckbank, wo man nur schlecht hinkam…?

Aber selbst als das Sofa, der Schauplatz abendlicher Balgereien von Vater und Kindern, weggerückt war, zeigte sich nichts. Auch hinter der Eckbank, die sie auseinander schraubte, war nichts zu sehen auch nichts zu riechen. Aber als Doris sich in der Sofaecke an Sofa und Fenstersims hochzog, bekam sie eine volle Nase Gestank. Es schlug sie fast aus den Hausschuhen. Sie schnüffelte wie ein Rauschgift suchender Polizeihund. Was stank da nur so bestialisch? Ihr Blick fiel auf den am Radiator der Zentralheizung hängenden Verdunster. In den goss sie stets etwas mühsam, mit einer Gießkanne mit langem Hals, Wasser, weil er hinter dem Gestell für den Pflanztrog etwas versteckt aufgehängt war. Ein Dauerflies sog sich mit dem eingegossenen Wasser voll und sollte so für eine möglichst optimale Verdunstung der Flüssigkeit und damit für eine gesunde Raumluft sorgen. Aber gerade aus dem Gerät für ein gesundes Klima stank es wie aus dem Faulturm der Grubenkläranlage.

Ruckartig drehte Doris den Kopf weg und hielt sich mit einer Hand die sensible Nase zu. Mit der anderen Hand aber nahm sie den Luftbefeuchter vom Haltehaken. Eine undefinierbare hellbraune Brühe stank so fürchterlich, dass sie kurzerhand den Inhalt des Hohlkörpers über die Veranda in den Garten goss. Dann reinigte sie das Gerät mit viel Wasser und einem der Vorläufer des bekannten General, der ja seine Arbeit selbsttätig

verrichten soll. Nie im Leben hätte sie gedacht, dass Wasser, wenn man immer nur nachfüllt und nie ganz ausgießt, sich so zersetzt und faulig wird. Aber sie sollte ganz anders über den merkwürdigen Zersetzungsprozess aufgeklärt werden.

Anke, das Nesthäkchen kam angetrollt. Der Kindergarten war aus. Normalerweise sollte sie zusammen mit Bruder Jörg kommen. Der aber war noch in ein Gespräch von Mann zu Mann mit seinem Freund Thomas verwickelt. Anke sah den zum Trocknen aufgestellten Befeuchter und plötzlich fiel ihr etwas ein.

„Stimmt des Mama, dass des für Buba isch? Weisch, so ois wie im Bubaklo im Kindergarda an der Wand hengt. Dr Jörg pinkelt immer do nei und secht des wär für Männer. Bloss mir Mädla miasad au zum kloina Gschäft aufs Klo. Also au wega ma Wässerle.“

Mutter schluckte trocken. Dieser kleine Igel. Zu faul um auf das WC zu gehen pinkelt er in den Luftbefeuchter. Ich mache drei Tage Großputz, topfe um und räume das ganze Zimmer aus. Erschwerend in ihren Gedanken war der Zorn des Kleinen über das vermeintliche große Geburtstagsgeschenk für den Ältesten. Ob das eine geplante oder gezielte gleich beabsichtigte Schweinerei war?

Sie knöpfte sich bei nächster Gelegenheit den Kleinen vor. Jedoch der war überzeugt von der Berechtigung, das Gerät für seine Zwecke im Zimmer benützen zu dürfen. Zu was denn sonst, bitteschön, hing das Gerät in seiner Strahlhöhe hinter der Blumenbank, wenn nicht für ihn! Papa und Arne kämen ja nicht



in Frage und alle anderen im Haus seien schließlich Mädla. Im übrigen brauche sie sich keine Sorgen zu machen. Er, Jörg sei der beste Brunser im ganzen Kindergarten. Er treffe immer hinein und nie daneben und auch jeden Punkt im Rahmen seines Druckes und seiner Reichweite natürlich, meinte er mit stolz geschwellter Brust.

Ob sie es wollte oder nicht, die Mutter musste herzlich lachen. Weil sie so einen guten Einstieg hatte, besprach sie gleich alles noch anhängige mit dem kleinen Sohn. Vom vermeintlichen Geburtstagsgeschenk für Arne bis zu dem völlig falsch verstandenen und benutzten Befeuchter für die Raumluft. Nichts wurde ausgelassen!
Der kleine Mann, technisch interessiert und praktisch veranlagt, kapierte die Wirkungsweise des Geräts recht schnell. Er hatte es immer nur am Heizkörper hängen sehen und deshalb angenommen, sein Wässerchen fließe über eine verdeckte Leitung in diesen ab.
„Ha, des isch jo klar. Wenn do koi Abwasserleitung dranna isch, kann des jo gar net ablaufa. Dann stinkt des nadierlich mit dr Zeit“, meinte er weise.
Nie mehr stank es anrüchig im Wohn- und Esszimmer einer Familie, in einer Weinbaugemeinde bei Weinsberg. Den Namen des Ortes, in dem meine Freunde wohnen, behalte ich lieber für mich. Sie könnten sonst den guten Jörg, inzwischen längst verheiratet und ein besorgter Ehemann und zweifacher Vater, unter Umständen doch etwas in Verlegenheit bringen.

Das aber möchte ich lieber vermeiden.
Sonst könnte es am Ende sein, dass Sohn oder Tochter vom Vater irgendwann gerügt, diesen auf seine Jugendsünden aufmerksam machen. Wenn dabei vielleicht noch gesagt würde: „Sei bloß du ruhig. Du hasch ja als Kind sellichsmol in dr Luftbefeuchter…“
Das wäre ja eine Untergrabung der väterlichen Autorität und das beabsichtige ich bestimmt nicht.


HADE

Das Missverständnis

Unser alter Lehrer Heinrich Eichhorn war lange Jahre Dirigent des Liederkranzes „Frohsinn 1896“. Er war ein umgänglicher leutseliger Mann, der sich wo immer er gebraucht wurde einbrachte und einsetzte. So war er Vorstand des Bezirks-Imkervereins, Schriftführer beim Bürger- und Heimatverein, leitete den Beerdigungschor und spielte sonntags die Orgel.

Sein Spitzname bei uns Schülern war „Hansi“.

Haben Sie schon einmal gehört wie einem kleinen Eichhörnchen im Park oder im Friedhof gerufen wird?

Hansi, ganz bestimmt! Warum sollte dann ein Eichhorn einen anderen Namen haben wie ein Eichhörnchen?

Frau Eichhorn, die etwas resolute, mundfertige Gattin des eher stillen Pädagogen war auch stark engagiert. Sie sang bei allen Gruppen mit, die ihr Mann leitete, war im Festausschuss des „Frohsinn“, entwarf die Kulissen und nähte die Kostüme für unsere Schulaufführungen.

So war es auch in dem Jahr, aus dem ich über das „Missverständnis“ berichten will, das dieser Geschichte den Titel gegeben hat, und ohne dieses der Vorfall von mir gar nicht geschrie-

ben worden wäre.
Anfang März sollte die Winterfeier oder Jahresfeier stattfinden. Als würdigen Hintergrund für die Auftritte des Chores auf der Bühne hatte man sich auf drei weiße dorische Säulen und einem darüberliegenden Portikus geeinigt. Vor dieser griechischen Tempelfassade sollte sich der Chor aufstellen zum Gesang und auch für ein Vereinsfoto für die Festschrift zum 70-jährigen Jubiläum im nächsten Jahr. Vom Dachaufsatz über den Säulen sollte eine Lyra, das Symbol für den Gesang – besser die Gesangskunst – herabhängen und die Jahreszahl 1896 solle in goldenen Zahlen an der Stirnseite des Portals dem Publikum das Gründungsjahr des Gesangvereins anzeigen, oder wieder ins Gedächtnis rufen.
Frau Eichhorn hatte alle Entscheidungen mitgetragen – zum großen Teil vorgeschlagen oder angeregt. Da sie eine im Basteln geschickte und praktisch begabte Frau war, erbot sie sich spontan an, die drei Säulen herzustellen. Die anderen Portalteile waren noch vorhanden oder konnten älteren Dekorationen entnommen werden.
Im Frauenchor fragte sie bei ihren Sangesschwestern nach leeren Waschmitteltrommeln und staunend sahen die in der Nachbarschaft der Schule wohnenden Mitbürger, wie sich in den Wochen nach dem Erscheinungsfest immer wieder Schüler mit runden Waschmittelbehältern von „weißer Riese“ über „Sunil“ bis „Dasch“ zum Unterricht begaben.
Frau Eichorn steckte die Kartonagen geschickt ineinander und tapezierte die so hergestellten Röhren mit Rauhfasertapete. Mit

einem Rest weißer Fassadenfarbe strich sie das Ganze zweimal ein und fertig waren blütenweiße griechische Säulen im dorischen Stil.
Für den Transport von der Schule zur Festhalle solle der Verein aber selbst sorgen, sagte sie ihrem Mann. Die über drei Meter langen Röhren werde sie nicht mit dem Leiterwagen transportieren, das falle ihr gar nicht ein, hatte sie energisch hinzugefügt.
In der Singstunde des Männerchores nun teilte der Chorleiter dem Vereinsvorstand mit, dass die Säulen fertig seien und abgeholt werden könnten.
„I schick dr Albärt mit seim Laschdwaga vorbei“, sagte der Vorstand.

Albert nun bog eines schönen Tages mit seinem LKW in den Schulhof und hupte. Frau Eichhorn, die gerade Fenster putzte, sah erstaunt nach unten.
„I soll dia Säula abhola“, rief der Albert nach oben und stieg mit seinem Holzfuß vorsichtig aus dem Führerhaus.
„I komm glei runter“, antwortete die Lehrers-Ehefrau.
Sie holte den Schlüssel für die Schulräume und band sich einen Schurz um. Unten im Schulhof staunte sie über eine große Kiste mit einem drahtbespannten Deckel auf der Ladepritsche.
„Was wollet Se denn mit dem Mordskaschda, där versperrt doch bloß Platz“, fragte sie den Albert. Doch bei dem stieß sie auf das totale Unverständnis.
„Sia sen gut“, sagte er gereizt, „moinet Sia i lass die Säule wo e

bei Eahne abhola soll, uff meim Karra romschbrenga. Nacher hopft mir so a Vieh über d Pritsch oder hagelt na, wenn i Gas geb oder schnell bremsa muas. Wo hen Se denn dia Viecher?“ Fragend sah er die sprachlose Dirigentengattin an.
„Die Viecher?“, fragte diese etwas begriffsstutzig.
„Was denn sonst“, brummte der Albert, „sen's noch Ferkel oder scho Läuferla? I han gar net gwisst, dass Sia Säu hend“, fügte er ergänzend hinzu und wunderte sich, dass Frau Eichhorn in Lachen ausbrach.
Sie lachte so sehr, dass Rektor Weiler, der Chef ihres Mannes, aus seinem Amtszimmer kam um nachzusehen, was der Grund der weiblichen Heiterkeit sei. Dann standen sie zu dritt, Albert hatte inzwischen auch das Missverständnis, das zu der allgemeinen Erheiterung führte mitbekommen, und lachten im Verband. Eine griechische Säule und ein schwäbisches „Säule“ – ein kleines Schwein – (Übersetzung für nicht der schwäbischen Weltsprache mächtige Mitteleuropäer) sind halt doch zweierlei.

Frau Eichhorn und Rektor Weiler halfen dann dem Albert seinen Schweinetransportbehälter abladen, gaben ihm die drei weißen Säulenattrappen nach oben und ab ging der Transport. Niemand hätte von beiden je etwas über das Missverständnis sprachlicher Art erfahren, wenn wir Jungs nicht in der Pause dem Albert seinen Schweinekasten auf die Ladepritsche gehoben und von diesem dabei unterrichtet worden wären.
Ergebnis aus diesem „Missverständnis“ war ein zweiter Spitz-

name für Oberlehrer Heinrich Eichhorn. Da er uns, wenn der Pfarrer verhindert war, auch Religion erteilte, sonntags ja Orgel spielte und zudem Protokollführer im Kirchengemeinderat war, war die Bezeichnung „Säulenheiliger“ schon fast zwangsläufig.
Frau Eichhorn wurde ab damals genau so zwangsläufig „die Frau des Säulenheiligen“.

Die Jahresfeier war wieder ein voller Erfolg. Allerdings bemängelte meine Tante den Ernst bei den festlichen Liedvorträgen. „Mi hat g'ägert, dass die jonge Kärle in deim Alter immer so saudom grinst hend, wenn sich der Chor vor dene Säula aufgschdellt hat“, sagte sie tadelnd.



Die Schöne der Nacht

Hoppla, jetzt wird's spannend. So höre ich im Geiste manche sagen, die obigen Titel lesen. Seit dem französischen Film „Belle de Jour", die „Schöne des Tages", ist dieser Titel eindeutig besetzt. Die Schöne des Tages ist die blonde attraktive Frau eines erfolgreichen Mannes, die ihre lange Tagesfreizeit nutzt um als Callgirl in einem Edelbordell zu arbeiten. Wenn das also schon bei der Schönen des Tages so ist, wie wird es dann letztendlich bei der Schönen der Nacht sein?

Leider muss ich Sie wieder einmal enttäuschen. Der Irrtum, dem mein Kollege Georg und ich damals aufgesessen sind, hat mit dem horizontalen Gewerbe überhaupt nichts zu tun. Es ist eine meiner üblichen Post- und Kollegengeschichten, aber ich halte sie durchaus für wert, von mir aufgeschrieben zu werden. Zudem hat sie einen großen Vorteil. Sie ist wahr, so abgelaufen, so geschehen. Ich musste nicht zuerst reichlich „Butter an die Fische" tun, wie man an der Küste zu sagen pflegt.

Unser Personalrat, so hieß diese Einrichtung, als die Post noch staatlich war und damit noch einen richtigen Herrn hatte, lud zur Personalversammlung ein. Das ist alle sechs Monate der

Fall. Da die Post ja seit Jahren im Umbruch ist, können sich die Veranstalter über einen guten Besuch freuen. Jeder ist daran interessiert zu erfahren, wohin die Reise mit den Herren der Post AG gehen soll. Leider wissen die es meist selber auch nicht genau. Aber gefahren wird auf jeden Fall, wenn man dann einmal in den Graben fährt, was soll's. Schließlich ist die alte Post 500 Jahre alt geworden. Ein Neuanfang ist angesagt und Geburten gehen erst nach Wehen vonstatten und sind oft mit Komplikationen verbunden.

Als wir Weinsberger Postler in der Heilbronner Kantine auftauchten war diese schon recht gut besetzt. Aber wir haben ja recht tatkräftige Kollegen in unserer Mannschaft. Georg Seber wusste wo Tische und Stühle zu holen waren und organisierte einen Transport. Er selbst und Kurt Ehnle brachten einen Tisch, die jüngeren und damit schwächeren Kollegen waren zum Stuhlgang eingeteilt. Natürlich nicht zum „Stuhlgang" sondern besser gesagt zum „Stuhlholen". Mich wies er an, darauf aufzupassen, dass nur Weinsberger Kollegen sich an den von ihm und seiner Riege geholten Tischen und Sitzmöbeln hinsetzen. Für andere reiße er sich keinen Fuß aus, merkte er an.

Rolf Hornberger eilte auf mich zu um „Grüß Gott" zu sagen. So bemerkte ich nicht, dass sich eine reizende, blonde, junge Dame auf einen der herbeigeschafften Stühle setzte. Sie lächelte mich an und sagte:

„Guten Abend."

Irgendwie kam mir das hübsche Mädchen bekannt vor. Groß, schlank, dunkle Kleidung, gegen die ihr schön frisiertes blon-

des Haar und die zwei großen goldfarbenen Ohrringe ein Kontrastprogramm waren.

Ich hatte nicht das Herz das nette Kind wegzuscheuchen. Ich zermarterte mir den Kopf. Woher kannte ich die reizende Kleine?

Qualitätsteam, Gewerkschaft, Arbeitsschutzausschuss. Ich ließ alle berufsbezogenen Gremien im Geiste Revue passieren. Auszubildende hatte ich in der letzten Zeit keine gehabt. Altersmäßig hätte dies am ehesten passen können. Woher nur kannte ich das schöne Kind?

Sie saß auf ihrem Stuhl und lächelte mich an. Ich ging im Geiste die Postämter durch, die ich in letzter Zeit als Qualitätsteamsprecher besucht hatte. Fehlanzeige, nirgends konnte ich das charmante Mädchen zuordnen. Rolf Hornberger unser Arbeitsschutzbeauftragter kam nochmal und sagte mir gleich den neuesten Termin für die fällige Arbeitsschutzsitzung.

Während dessen kam Georg Seber mit zwei weiteren Stühlen.

„Sie Frailein“, sagte er tadelnd, „dia Plätz sind für die Weischberger reserviert.“

Das blonde Mädchen nickte strahlend.

„Dia Schdühl hen mer selber für uns gholt“, legte Georg noch ein Brikett auf seine erste Aussage.

„Isch recht“, sagte die junge Frau und lächelte meinen Amtskollegen freundlich an. Der war sprachlos und das will bei meinem Postvetter Seber schon etwas heißen. Das Lächeln der Blondine hatte ihn entwaffnet. Er setzte sich neben mich und sagte halblaut:

„Ha so was, die hockt sich oifach uff unsere Schdühl, kennsch du die?“
„Ich überleg mir schon die ganze Zeit, wer das ist. Irgendwie kommt sie mir schon bekannt vor. Ich weiß nur nicht woher“, antwortete ich.
„I überleg au scho die ganz Zeit, komm awer net druff“, stimmte er mir zu.
„Die Jungen scheinen sie zu kennen, die haben gleich mit ihr zu reden angefangen“, flüsterte ich ihm zu.
„Dia Knilch schwätza doch mit alle“, wehrte er ab, „so a netts Mädle baggern die doch glei an.“ In der Tat, die jungen Kollegen waren in trautem Gespräch an dem sich auch die unbekannte „Schöne“ beteiligte.
Die Versammlung begann und forderte unsere Aufmerksamkeit. Aber immer wieder sah ich zu der Blondine hin und zerfurchte mein Gedächtnis. Kreuzten sich unsere Blicke, lächelte sie mich harmlos an. Ich sah schon gar nicht mehr über den Tisch. Ich befürchtete, das Mädchen würde mich als alten Gokkel einstufen der sie „anmachen“ wollte, wie die heutige Jugend so etwas bezeichnet.
Manfred Röger war etwas später gekommen und hatte sich direkt neben die Blondine gesetzt.
„Gell des passt dem Manfred, neba so a hübsches Ding na hocka“, moserte Georg halblaut. Auch der Chef schien die junge Dame zu kennen. Ihn wollte ich nachher fragen, wer die blonde Maid ist, beschloss ich. Aber die Erleuchtung kam bevor ich danach fragen musste. Beim Aufbruch nach der Personalver-

sammlung reichte Manfred Röger, unser Chef, neben anderen auch seiner blonden Nebensitzerin die Hand.
„Also bis morgen dann und verschlafen Sie nicht“, scherzte er gut aufgeräumt.
„Sag mal, wer ist denn das, ich überlege schon die ganze Zeit.“ Jetzt musste ich das wissen. Auch Georg blieb erwartungsvoll stehen.
„Das ist doch Susanne Agster, die zur Zeit den Bezirk vier austrägt“, sagte er ob meiner Frage etwas erstaunt.
„Ach je, die Blonde aus Ilsfeld“, ging Georg ein Licht auf.
„Die Agster?“, sagte ich zweifelnd.
Das war doch die große Schlanke mit Jeans, Postkleidung, Anorak, bei Regen mit Kapuze und Ostfriesennerz, vor allem aber mit einer Pferdeschwanz-Frisur. Und mein Gegenüber am Tisch hatte ein perfektes Make-up, eine schöne Frisur und schicke Kleider. Ich sah ihr nach. Sie drehte sich um.
„Gell, Sie hen mi heut Abend net kennt“, lachte sie.
„I au net“, bestätigte Georg Seber ihre Vermutung.
„I hab bloß überlegt, was isch denn des für a frechs Mensch, wo oifach uff unsere Weischberger Schdühl na hockt“, lachte er schallend. Die anderen stimmten ein und amüsierten sich über die zwei alten Männer, die zwei Stunden lang im Saft ihrer Unkenntnis und ihrer Neugier geschmort hatten.
Es war uns nicht klar geworden, dass das Primele des Tages oder das Alpenveilchen sich am Abend zur Orchidee, zur Königin der Nacht, entwickelte.
Aber „Königin der Nacht“ ist doch etwas zu hoch gegriffen.

Das ist nämlich ein ganz und gar unscheinbarer Kaktus, der alle sieben Jahre einmal blüht. Diese Blüten aber brechen in der Nacht auf und schließen sich bei Licht und Helligkeit wieder. Nun ich denke, dass das bei unserer Susanne nicht nur alle sieben Jahre der Fall ist. Sonst wäre sie echt unter Wert gehandelt. Aber die Schöne der Nacht, oder „la bella notte" ist sie bei mir und bei Georg Seber geblieben und wird sie sicher bleiben. Womit letzten Endes wieder einmal bewiesen wäre, dass meine Geschichten durchaus jugendfrei sind.
Wer sich also bei dem Titel der Geschichte „Die Schöne der Nacht", etwas anderes vorgestellt hat, den habe ich eben enttäuscht. Aber er ist an der Enttäuschung durch seine eigene Fantasie eigentlich selbst schuld. Stimmt's?

Der vom Funk

Wer kennt ihn nicht, Bernd Kunze vom Funk, den charmanten Plauderer? Dampfplauderer sagt er selbst gern, denn der Rundfunk wird ja oft auch liebevoll das Dampfradio genannt. Warum, weiß ich auch nicht, aber ich könnte mir denken, dass eine gewisse Querverbindung zur Eisenbahn konstruiert wird. Dort sind ja die alten Dampfloks von ganzen Völkerscharen heiß geliebt und Grund dafür, dass diese Nostalgie gepflegt wird. Dampflokparaden, Oldtimerzüge, Eisenbahnfeste sind im vollen Schwang und stets gut frequentiert.

Bernd Kunze vom Funk war ein Markenzeichen seines Senders. Er war der Liebling der Frauen von 8 - 80 und das will schon etwas heißen. Er moderierte den Kinderfunk geradeso wie die Grüß-Olympiaden. Als solche bezeichne ich die nicht tot zu kriegenden Wunschsendungen in denen sich manche Verbalakrobaten beiderlei, doch überwiegend weiblichen Geschlechtes, austoben.

Sie wissen doch:

„Und viele Grüße an meinen Schwager Hugo in Finsterrot, unseren Briefträger den Herrn Hundefreund, meine Gartennach-

barin Hedwig Blaukraut, meine Nachbarn die Familien Bimberle, Eschelweck, Kellerbenz und Mogler, meine Kegelschwestern, die Sängerinnen von der Chorgemeinschaft Frohsinn 1911“, usw. usf.
Bei allen derartigen Sendungen ist der liebe Herr Kunze der geduldige und einfühlsame Sprecher. Er hat, das muss ihm der Neid lassen, wirklich eine angenehme Stimme und reden kann er wie das sprichwörtliche Buch. Er kann sehr charmant und schlagfertig sein, was aber kein Wunder ist. Der Rundfunk ist sein Metier, er ist es gewöhnt auf Sendung zu sein und live ist für ihn nicht das Schreckenswort wie für andere Menschen, die nicht gewöhnt sind frei zu sprechen und dabei von vielen anderen gehört werden.
Kritiker sagen, Kunzes Charme und seine Geduld nehme bei Gesprächspartnern zunehmenden Alters ab, es sei denn er bekäme von diesen schon im Voraus genügend Rotz um die Backen geschmiert, wobei damit verbale Streicheleinheiten gemeint sind. Ich kann dies nicht bestätigen, denn ich höre Bernd Kunze zu selten.
Wenn er die Glücklichen anruft, die er aus dem – nach seinen Aussagen – großen Stapel derer die ihm geschrieben haben, gezogen hat, meldet er sich immer als Bernd Kunze vom Funk. Das ist sein Markenzeichen und einen guten Einstieg hat dann der Hörer oder die Hörerin, die in Entzücken, in eitle Freude, in Begeisterung ausbrechen. Wer das nicht tut hat schlechte Karten. Er wird schnell befragt und bevor er zu grüßen anfangen kann aus der Leitung gekippt oder abgewimmelt. Insider sa-

gen, Bernd Kunze fühle sich beim Funk im Grunde unterfordert, er habe auch ein schauspielerisches Talent.
Leider hat er dazu nicht die Größe, er ist im Grunde ein kleiner Micker. Das ist sein Kummer, das schmerzt. Gleichschwer ist ihm die Tatsache, dass ihn kaum jemand kennt. Beim Funk ist man halt nur zu hören aber nicht zu sehen. Genau an dieser Scharte aber wetzt er ständig. Wo immer er zu Gange ist stellt er sich vor.
Bernd Kunze vom Funk ist dann aber ein Zauberwort, ein Sesam öffne dich, die Formel für bessere, schnellere, sicher manchmal auch preisgünstigere Bedienung. Rabatte werden eingeräumt, die Sie und ich garantiert nicht oder nur durch harte Verhandlungen zuerkannt bekämen. Meistens Verkäuferinnen, Direktricen, Abteilungsmanagerinnen oder Chefinnen schmelzen dahin, wenn die Traumstimme aus dem Äther auftritt.
Inzwischen ist der Sprachmatador solches gewöhnt und an Vorteile gewöhnt man sich ja gerne. Viele ließen alles liegen und stehen, wenn die bekannt sonore Stimme das Codeword „Bernd Kunze vom Funk", wie eine Fanfare zelebrierte. Leider ließen auch manche Verkäufer andere Kunden stehen um den Sprachkünstler zu bedienen und dieser ließ dies gerne geschehen. Ja, mit der Zeit hielt er es für ein ihm zustehendes Privileg, für das Vorrecht eines „vom Funk", und das war nicht recht und dazuhin ärgerlich.
Aber bekanntlich geht der Krug solang zum Brunnen bis er bricht. So sollte auch Herr Kunze sein Waterloo erleben und

das spielte sich in einem Baumarkt ab.
Kunze ist, zumindest hält er sich für einen begnadeten Handwerker. Wieder einmal hatte er den großen Baumarkt nahe seinem schönen Einfamilienhause aufgesucht, um das Material für handwerkliche Großtaten einzukaufen. Er hatte in der kommenden Woche Urlaub und diesen für verschiedene Renovierungsabsichten verplant. Deshalb wollte er schon am Samstagvormittag das notwendige Material ordern und sich dazu bei einigen kniffeligen Details beraten lassen. Jeder weniger hoch schwebende Mensch aber weiß, dass der Sonnabend ein Haupttag in einem Baumarkt ist. Die ganzen schwäbischen Arbeiter, Bastler und Tüfftler sind da zu Gange, denn der Samstag ist für die arbeitende Bevölkerung ein Hauptarbeitstag. Beraten muss man sich an anderen Tagen lassen, das weiß doch jeder!
Bernd Kunze zog indigniert die Nase hoch als er die vielen Männer mittleren Alters sah, die geduldig an der Kasse warteten, geschäftig am Suchen, Einladen, Abzählen und Ausrechnen waren. Die Verkäufer wurden buchstäblich von einem an den anderen Kunden weitergereicht. Nicht eine einzige weibliche Kraft zu sehen, die ihn kannte und sich pflichtschuldig auf den Promi vom Funk geworfen hätte. Damit hatte der Meister nicht gerechnet. Er musste um 11.00 Uhr im Funkhaus sein um nach den Kurznachrichten „Sie wünschen, wir spielen" zu moderieren.
Deswegen hielt er den nächsten vorbeieilenden Verkäufer an mit den Worten:
„Hallo, ich bin Bernd Kunze vom Funk." Dies sollte sich je-



doch als völlig wirkungslos, als Schuss in den Ofen erweisen. Der freundliche Mann im mittleren Alter war noch nicht lange im Betrieb. Scheinbar war er auch kein allzu großer – zeitlich gesehen – Radiohörer.
„So“, sagte er freundlich, fügte noch das ganz unverbindliche Wort „isch rächt“ und „guada Morga“, hinzu, ließ den vom Funk stehen und kümmerte sich weiter um den Kunden den er gerade bediente.
So eine geringe Resonanz hatte der Verbalkünstler noch nie erlebt. Sie sollte sich noch ins Negative verstärken. Herr Kunze hatte seine Erkennungsfanfare, sein Kürzel, sein Synonym, sein Markenzeichen natürlich nicht gerade leise dargeboten. Zu groß war schließlich das Auditorium und zu verlockend die Aussicht denen ein „Aha-Erlebnis“ zu verschaffen.
Es war das erste Mal, dass Bernd Kunze bedauerte ein ausgezeichnetes Gehör zu haben. Die Kommentare der anwesenden biederen Männlichkeit waren eindeutig und eindeutig destruktiv dazu.
„Ach Gott, isch des a kloiner Kärle. Gega den war ja dr Napoleonle no a Ries“, meinte Einer zu seinem Begleiter.
„Bei dem hend’se sälichsmal d’ Fias vergessa“. stichelte ein anderer.
„Quatsch, där war net beim Bund. Dort hätta se am d’ Hammelbeine lang zoga“, witzelte ein Dritter.
„I hoff, där will sich net vordrücka, sonst werd i sauer“, moserte ein Riese und schaute auf den Kleinen vom Funk ärgerlich hinab.

Keine einzige Seele weit und breit die Herrn Kunze die Streicheleinheiten geboten hätte, die ihm seines Erachtens zustanden. Nein, dafür eine geballte Masse, eine Mauer von Männern, die nicht gewillt waren ihm eine Sonderbehandlung zuzugestehen. Die sich sogar über ihn „vom Funk“ lustig machten und ihm bildlich gesehen die Hosen herunter ließen. So schnell also kann ein Idol auf Normalmaß zurückgestuft oder zurechtgestutzt sein.

Ob Sie es glauben oder nicht: Seit damals bläkt Kunze sein „vom Funk“ nicht mehr so provozierend unter die Leute. Erkennt man ihn, freut er sich. Bleibt er anonym soll's ihm auch recht sein. Auf eine eventuelle Sonderbehandlung verzichtet er. Der Preis, siehe oben, ist ihm doch zu hoch!



Der Fan

Was ein Fan ist weiß fast jeder. „Schwärmer, Liebhaber oder begeisterter Anhänger“, steht in einem Nachschlagewerk, das ich zur Hand nahm.
Fans gibt's gar viele. Die bekanntesten dieser besonderen Gattung Mensch sind Fußballfans – laut, parteiisch, oftmals unberechenbar. Außerdem gibt es z. B. noch die Rock- oder Jazzfans, die Joggingfans, Briefmarken- oder Münzenfans, je nach Fimmel die Glas-, Kristall- oder Porzellanfans, den Zinnfan. Die Musikfans machen Musik, oder aber sie hören zumindest gerne die Darbietung.
In der Mode gibt's die Loden- oder Trachtenfans und Minifans sind mindestens doppelt soviele Männer wie die Mädchen oder jüngeren Damen, die willens und figurmäßig in der Lage sind Miniröcke zu tragen.
Dass es aber auch Breitbandverkabelungsfans gibt, wusste ich nicht.
Bei einem Lehrgang, in dem Schalterbeamten der Post die neuen Medien vorgestellt wurden, erzählte mir ein Kollege aus dem Hohenloh' schen die Geschichte, warum der Altbauer vom Rossbacher Hof ein ausgesprochener Freund der Breitbandverkabe-

lungspläne unseres Herrn Ministers war. Wenn auch die Verkabelungspolitik umstritten ist, viele darüber lästern und von der vollmundigen Aussage die Republik, flächendeckend zu verkabeln, nur etwas warme Luft übriggeblieben ist, so hat Herr Schwarz-Schilling zumindest in Hinterwerkelweiler den Alt-Rossbacher-Bauern als Liebhaber oder begeisterter Anhänger für seine Pläne. Nur, er wird dies kaum wissen.
Ich zeichne diese Angelegenheit nachstehend auf, wohl wissend, dass die Geschichte niemals die Aufmerksamkeit des Herrn Minister für das Post- und Fernmeldewesen auf sich ziehen wird, wohl kaum jemals auch nur in den Sonnenschein gelangt – vom Platz an der Sonne ganz zu schweigen. Aber die Tatsache, dass zumindest ein Bürger in diesem unseren Lande, außer denen die daran satt verdienen, das Breitbandkabelnetz ernsthaft gewollt hat, ist Grund genug diese Story, für deren Wahrheit ich mich verbürge, zu Papier zu bringen.
Der Kollege war längere Zeit für den Betriebsleiter eines kleinen PA in einem der romantischen hohenloh'schen Fachwerkstädtchen eingesetzt. Dort wird die Verkabelung nicht wie bei uns in kleinen Abschnitten durchgeführt. Mittels einer Befragung ermittelt das zuständige Fernmeldeamt die Akzeptanz des Angebots. Wo aber der Wunsch am größten ist und sich viele Postkunden definitiv für einen Anschluss anmelden, da wird gemeinde- oder ortsteildeckend verkabelt. Genau diese Fragebogenaktion aber lief, als der Kollege die Amtsgeschäfte seines schwer erkrankten Dienstposten-Dauerinhabers übernommen hatte.

Eines Tages also im August, an einem der wenigen knallheißen Tage, war ein alter Mann mit Rucksack, Stock und Knickerbockern, nachmittags in die Schalterhalle gekommen. Erschöpft von der großen Hitze setzte er sich an einen der Schreibpulte. Sichtlich aufgeräumt und wohlgefällig beobachtete er das Kommen und Gehen in der Schalterhalle.
Das sichtliche Wohlgefallen bezog sich in erster Linie, wenn nicht ausschließlich, auf die wegen der hohen Temperaturen wirklich sehr leicht geschürzt, stoffsparend und reichlich gewagt an- besser gesagt ausgezogenen Personen weiblichen Geschlechts. Da wurden die heißesten Höschen und Shorts geradezu zur Parade ausgetragen, wie auch die luftigsten Sommerkleidchen und Mini-Röcke.
Da das Amt an der direkten Verbindungsstraße vom Ort zum Freibad liegt, ist es üblich und findet man nichts dabei, wenn junge Damen im Bikini oder flotten Einteiler aus dem Pkw steigend vor dem Sprung ins kühle Nass, das PA zur Regelung von allfälligen postalischen Anliegen betreten. Der Greis am Schreibpult sah es staunend und wurde zusehends munter. Er hatte seinen Rucksack auf das Schreibpult gestellt, lehnte mit dem Rücken dagegen und setzte sich in Blickrichtung auf den Eingang, um ja vom Publikumsverkehr alles mitzukriegen.
Ein einziges Mal drehte er sich in Richtung Schreibpult um, aber nur um seine Beobachtungen auch in der Nähe weiter fortsetzen zu können. Die hübsche junge Frau des frisch zugezogenen Zahnarztes hatte sich an den Nebentisch gesetzt um die Paketkarte, für das Wertpaket, das die Vierteljahresabrechnung

ihres Mannes an die Kassenzahnärztliche Vereinigung bringen sollte, zu schreiben. Auch sie war wegen der Wärme entsprechend sparsam angezogen. Ein hellgelbes Sommerkleidchen mit tiefem Rückendekolleté, das Oberteil durch ein Band um den Hals gehalten. Der schöne Rücken gleichmäßig tiefbraun, durch keine hellere BH-Spur verunstaltet.

Das luftige Kleid verschaffte dem alten Herrn wohl ungeahnte Einblicke, konnte man nach Aussage meines Kollegen ja sogar vom 5 m entfernteren Schalter, bei der sich nach vorne zur Schreibplatte beugenden jungen Frau, seitlich von hinten die „Glocken“ baumeln sehen. Der Opa war begeistert und strahlte.

Endlich ließ der Schalterbetrieb etwas nach.

„Was kann ich für Sie tun?“, fragte mein Kollege und winkte einladend mit der Hand hinter der Scheibe. Sichtlich gut gelaunt erhob sich der Greis und trat an den Schalter heran.

„Guada Daach“, begann er, „i haa mie seither a waale ausgruad. I bi von Hinterwerkelweiler dr aald Rossbacher und will Sie was fraucha. A fei’s Bläzle hewe S’ do hinder Ihrer Scheiba. Sach’ S’, kumma bei Eahne die scheine junge Weiwer immer so schee nackich auzaucha wia heit?“

Der Kollege wies lächelnd darauf hin, dass es ja heute recht warm sei und dass es drüben hinter der Bahnlinie im Freibad bestimmt noch etwas ausgezogener zugehe.

„Ans Bad nahschdehe und glotza des schickt sich need“, meinte der Altbauer, „aber bei Eahne in der Booschd kann mer dees in aller Würde doo.“

Dann kam er auf seine schon ausgesprochene Frage zurück. Bei ihnen in Hinterwerkelweiler hätte die Post einen Fragebogen geschickt wegen dem Fernsehen. Sein Freund, der alte Tiefenberger drüben im Jagsttal, der sei schon angeschlossen und lobt „des Kaawl übern Schellakeenich". Besonders aber eine Aussage des alten Tiefenbergers, der ein Kriegskamerad von ihm aus dem 1. Weltkrieg sei, wäre wichtig für seine Entscheidung sich ans Kabelnetz anschließen zu lassen.
„Wissa S' där hot gsoocht, dass in oam von dene 12 Brogramm faschd jeden Oowed a Sexfilm zaacht wird, oder oane an zaagiga Schdribdies nauleechd und noch viel anders noch scheeners mähr."
Wenn dies so sei, dann liese er sich sofort anschließen, dann stelle er augenblicklich den Antrag.
Nun, mein Kollege konnte ihm dies nicht mit letzter Sicherheit bestätigen. Diplomatisch meinte er, dass doch der alte Tiefenberger seinen Kriegskameraden wohl kaum so ganz und gar angelogen habe.
„Un wanner mi a weng aagloucha hat, wenn norr a Teil schdimmt, i schdell heit glei dr Oodrach."

Zwischenzeitlich aber komme er, wenn es so gut warm sei wie heute, ab und zu zum Postamt. Die läppischen 5 km machten ihm keine Schwierigkeiten.
„Wissa S' des Hidzebrogramm wo bei Ihne laaft, des is aa need von schlechde Eldern und sou direkt und sou blasdisch is need amols Farbfärnsäh!"



Der neumodische Kruscht

Der neumodische Kruscht – eine oft gehörte Redensart. Vor allem von alten, aber auch von konservativen Personen wird alles Neue, Unbekannte oder Unverstandene so bezeichnet. Es ist eine durchweg abwertende manchmal aber eben auch eine, die eigene Unsicherheit verbergen sollende Wertung. Doch spätestens wenn man das neue Gerät selbst eingesetzt oder das andersartige Verfahren selbst durchgeführt hat, ändert sich dieses Vorurteil. Dann wird das seither geschmähte etwas ganz anderes, nämlich „praktisch“. Kein Wort mehr von seitherigem Zögern und Abwerten. Man hat es ja gleich gewusst wie es funktioniert. Ja, man hat schon lange so oder so ähnlich gearbeitet. Jetzt ist nur ein Anderer zuvorgekommen, der den gleichen Gedanken gehabt hat und hat ihn sich patentieren lassen, zumindest den Gebrauchsmusterschutz beantragt.

Bei dem „neumodischen Kruscht“ von dem ich nachstehend berichten will, war oben Geschildertes nicht der Fall. Der Mann der sich hoch erzürnt so äußerte, tat dies aufgrund eigener schlechter Erfahrung. Ich glaube auch nicht, dass er sich dem

als Kruscht bezeichneten Grundstoff jemals mehr freudig und vertrauensvoll genähert hat.
Nun aber zur Sache. Als Landzusteller hatte ich auf dem Pfeilhof einer kleinen Aussiedlung mit ca. 8 Bauernhäusern auch die Familie Erb zu bedienen. Erb's waren eine von den kleinen Bauernfamilien. Nicht etwa klein an Wuchs sondern an der Anzahl der von ihnen bebauten Morgen Ackerland und Wiesen. Wald hatten sie keinen eigenen und Weinbau betrieben nur die großen Bauern, die im Übrigen auf die Kuhbäuerle, wie sie ihre Kollegen nannten, geradeso heruntersahen, wie auf das „Arbeiterpack", wie sie Leute die ohne Grundvermögen ihr Einkommen nur von ihrer Arbeitskraft bezogen, lieblos bezeichneten. Erb's waren also eine „kleine" Bauernfamilie, aber rechtschaffen und fleißig. Ein Glück für die Sippe war, dass der „Oba" ein rüstiger hünenhafter 86-jähriger Greis den ganzen Tag unermüdlich im Haus und auf dem Hof schaffte. Auf den Acker ging er nicht mehr mit, da es ihm schwer fiel den Traktor zu besteigen. Aber Stall, Scheune und Hofraum hielt er so in Ordnung, dass der Bauer, sein ältester Sohn dem er das Geschäft schon übergeben hatte, als Fronmeister bei der Gemeinde arbeitete. Die Schwiegertochter und die noch schulpflichtigen Enkel trieben die Landwirtschaft um, Vater half abends und samstags mit und Opa war der Chef in Haus und Hof.
Bei Erb's gab es also nie Probleme mit der Postzustellung. Egal ob das Bezugsgeld für das „Landwirtschaftliche Wochenblatt" eingezogen wurde, die Rundfunkgebühren fällig waren oder das Schnapsgeld von der Bundesmonopol ausgezahlt wurde –

Opa war da und zahlte, kassierte oder nahm in Empfang was immer auch auf dem Postweg via Landzusteller eintraf.
So auch an dem Tag, von dem ich jetzt berichten will. Ich hatte den Zeitungsgeldeinzug vorzunehmen und schon an einigen Türen vergeblich geklopft oder geklingelt. Na, wenigstens bei Erb's ist kein erfolgloser Versuch zu befürchten, dachte ich. Das Hoftor stand offen, ein Schiebbesen war an das Staffelgeländer gelehnt und der Kamin qualmte. Also wie immer, Opa war zu Hause.
Das wunderschöne Wetter mitten in der Ernte nützte wer noch etwas auf dem Halm hatte aus. Eine ganz klare Sache für alle die ihre Werkstatt im Freien haben. Was mich etwas wunderte war der schwarze stinkende Qualm der in vollen Schwaden aus dem Küchenfenster quoll. Weiß der Teufel, was der verbrennt, dachte ich amüsiert, bestimmt ist der Luftzug wegen der Sonne, die heute mächtig auf den Schornstein knallte, zu schlecht. Auf mein Klingeln kam der Opa angeknappt. Nicht der rüstige, gut gelaunte wie sonst, sondern ein hilfloser, zorniger ja wütender Greis mit rußigem Gesicht.
„Herrje, was ist denn bei Ihnen passiert?“, fragte ich verdutzt. „Here Se bloß mit dem neumodischen Kruscht uff“, wetterte er los, „gucka Se sich amol die Sauerei in der Küche an. I sag's scho lang, an Scheißdreck bringa dia rüwer von Amerika. Mir hettes uns ja denka kenne. Wer isch früher schon nach Amerika ganga. Die wo drhoim net guat do hen oder emma Mädle a Kind gmacht hen“, schimpfte er weiter.
In der Küche aber bot sich ein erstaunliches Bild. Nachdem

sich der Nebel, sprich Rauch, etwas gelichtet hatte, der Gestank zwar unvermindert fortdauerte, sah ich die Ursache allen Übels. Auf der heißen Herdplatte über dem lustig brennenden Küchenherdfeuer, blubberte eine zähe, undefinierbare Flüssigkeit, schlug Blasen und floss langsam und klebrig an der Frontseite des Geräts, wie auch zwischen Herd und Spüle hinunter. Dazu roch es so intensiv nach angebrannter Milch, dass ich mir vollends keinen Reim mehr auf den hier ablaufenden Prozess machen konnte.

„An Kruscht isch des neumoderne Zeig aus Amerika", wetterte der Opa wieder los, „oifach kei Materialqualität, dass die mit so ama Glump iwerhaupt gegen uns gwonne hen, des kann me sich bloß wundera."

Nur eine Schüssel Milch habe er sich wärmen wollen, weil er kalte Milch nicht vertrage. In dem neuen leichten Schüssele aus Amerika, „Blaschdig" oder so ähnlich heiße es. Das habe er mit der Milch auf den Herd gestellt und sei dann aufs Örtchen gegangen. Zugegebenerweise hätte es dort etwas länger gedauert, denn er hatte einen Teil der Heilbronner Stimme erwischt, den er noch nicht studiert hatte. Auf einmal hätte es gestunken und er wurde an die Milch erinnert. Und so hatte es ausgesehen, der Schmotz, wie Gift. Den Kruscht könne man vielleicht zum Gießkannen flicken nehmen aber nicht zum Milchwärmen, der sei ja nicht einmal feuerfest. Wenn er sich vorstelle, dass die „Amis", die wo den Scheiß erfunda hen, amol auf den Mond wella. Mit dem Material komma die, so wahr er hier stehe, net amol von Löwenstoi nach Hirrweiler.

Zelle uno

Also mit der UNO, der United Nations Organisation, den Vereinten Nationen, hat diese Geschichte nichts zu tun. Zelle uno ist im Gegensatz zu Numero due, die Fernsprech-Zelle 1, in der Schalterhalle unseres Postamts. Vor der nachfolgend aufgezeichneten Geschichte hatten mein Kollege Hugo und ich keine Ahnung, dass uno auf italienisch 1 und due 2 heißt. Wir dirigierten sprechbereite Gastarbeiter nur mit dem Hinweis Numero oder Zelle in die Fernsprechzellen und gaben mit einem oder zwei ausgestreckten Fingern die Zelle an, in welche wir das gewählte Gespräch einzuleiten gedachten.

Einer der ersten italienischen Gastarbeiter war ein hübscher junger Mann namens Paolo. Er war immer fröhlich, sehr aufgeschlossen und beherrschte auch bald die deutsche Sprache. Oft fungierte er deshalb für uns als Dolmetscher und war so im Umgang mit sprachunkundigen Kollegen für uns oft der Retter in der Not.
Auch wir waren, wenn es der Schalterbetrieb erlaubte, für ihn Ansprech- oder Aussprechpartner für besondere Notfälle. Gut erinnere ich mich an den Sonntagsdienst in dem er mir, er war

erst in der Nacht zum Sonntag wieder vom Heimaturlaub zurückgekommen, weinend erzählte, dass der Freund seiner verwitweten Mama dieser maledetto Bandito, dieser Mafioso seine nach Italien geschickten Ersparnisse verspielt hatte. Er, Paolo, habe ihn persönlich die Treppe hinunter geworfen. Auf Mama ließ er nichts kommen, sie sei eben allein und schwach, sie habe sich gegen diesen verdammten Papagallo nicht wehren können und ihm geraten, kein Geld mehr zur Aufbewahrung an sie zu schicken. Nun dieses Problem kam schnell vom Tisch. Schon in der folgenden Woche richtete er ein Postsparkonto ein und vor seiner entgültigen Rückkehr hob er bei uns einen fünfstelligen Betrag mit einer 4 am Anfang ab und hatte außerdem auf unseren Rat hin prämienbegünstigt und vermögenswirksam gespart.

Auch an seinem Liebesleben ließ uns der hübsche Junge, vielleicht 10 Jahre jünger als ich, teilnehmen. Aus erster Hand erfuhren wir, dass er im Urlaub in seinem Heimatdorf auf Sizilien eine hübsche Römerin kennengelernt und sich heftig verliebt hatte.

Richtig, bald schon kamen Briefe in rosa Kuverts von zarter Hand beschriftet. Er war immer ganz selig, wenn wir ihm mit der Gönnermiene eines regierenden Fürsten, der gerade einen verdienstvollen Mitarbeiter das Großkreuz des Hausordens verleiht, seine Liebesbriefe sozusagen als „Postillion d' Amour" aushändigten. Sonntags sahen wir ihm zuliebe die eingegangene Briefpost durch und es war auch für uns eine Freude, wenn wir ihm einen der immer sehnsüchtig erwarteten Briefe aus-

händigen konnten. Seit er seine Carmela-Madonna hatte, sah er kaum ein anderes Mädchen an. Dabei hatte er ob seines Aussehens und seinem Charme gute Chancen bei der hiesigen holden Weiblichkeit.

Uns hielt er immer auf dem Laufenden. Wir erfuhren, dass er im nächsten Urlaub bei Papa um die Hand der Angebeteten anhalten wollte. Mit ihm zitterten wir, ob er in den Augen des gestrengen Vaters, eines Lehrers an einer römischen Handelsschule, Gnade finden würde. Mit ihm freuten wir uns, als er nach dem Urlaub strahlend mit einem Verlobungsring an der linken Hand und zahlreichen Fotos eintraf. Papa, der gefürchtete, hatte zwar verschiedene Wenn und Aber gehabt, aber schließlich hatten ihn Mutter und Tochter gemeinsam weichgeklopft. Offensichtlich war die Mutter ebenso wie die Tochter voll auf den hübschen zukünftigen Schwiegersohn abgefahren. Auch habe er Papa mit seinem Postsparbuch beweisen können, dass er, Paolo, schön gespart habe und in der Lage sei, eine Frau und viele, viele Bambinis zu ernähren.

Carmela, so hieß seine Verlobte, habe eine gute Stelle bei der Schulbehörde und spare auf eine schöne Aussteuer. Im folgenden Jahr wurden wir ausgiebig mit dem Liebesleid wegen der Trennung und großen Entfernung und dem Liebesglück, immer wenn ein zartrosa Brief eintraf, konfrontiert.

Im August wollten sie heiraten, verriet uns Paolo als er kurz nach Neujahr aus einem Weihnachts-Kurzurlaub kam. Papa hatte zugestimmt und weil im ganzen Monat August in Italien Schulferien wären, wurde die Hochzeit für Anfang August fest-

gelegt. Die Hochzeitsreise wollte er mit seiner jungen Frau hierher nach molto bene Alemannia machen. Er wollte ihr zeigen wo er arbeitet, schließlich wollte er ja noch zwei Jahre aushalten. Dann hatte er so viel gespart, dass er Haus- und Autoreparaturwerkstatt seines Onkels Filippo kaufen und bar bezahlen konnte.
Der Onkel hätte altershalber ja schon aufhören können, führte aber für ihn den Betrieb weiter bis er aus Deutschland zurückkam. Auch würden er und Mama, die ihren Mafioso-Bandito entgültig abserviert hatte und Onkel Filippo, ihrem Bruder, einem Witwer den Haushalt führte, in der Zwischenzeit einige Bauarbeiten vornehmen lassen.

Ende Juli fuhr unser Paolo mit vielen Geschenken seiner Kollegen, auch von den Schalterbeamten war eine Kleinigkeit dabei, und noch mehr guten Wünschen nach bella Italia zur Hochzeit und Amore, und nach zwei Wochen stellte er uns stolz seine Frau vor.
Er hatte sich wirklich etwas Feines herausgesucht. Ein zierliches gazellenhaftes Geschöpf mit einem feinen Gesichtchen, rabenschwarzem Haar und ebensolchen Augen. Eine bronzefarben getönte Haut, gut angezogen, als einzigen Schmuck hatte sie große runde Messingohrringe die ihren romanischen Typ noch besonders gut unterstrichen. Deutsch sprach sie zwar so gut wie gar nicht, aber Paolo übersetzte stolz die Glückwünsche und Komplimente seiner Freunde von der Post. Allerdings war sie sehr lernfähig und in den drei Wochen ihres Deutsch-

land-Urlaubs hat sie ihre Sprachkenntnisse sehr ausgebaut. Paolo war ihr hier ein eifriger, auch ein immer präsenter Lehrer. Er ließ sie kaum allein, aus Angst seiner bambina Carmela könnte etwas geschehen oder ein anderer Mann könnte seinem Engel zu nahe treten. Nur bei uns auf der Post konnte es geschehen, dass er am Schreibpult seine Formulare ausfüllte, während wir uns mit seiner süßen jungen Frau mehr schlecht als recht unterhielten. Wenn wir auch beiderseitig nicht allzu viel verstanden, so hatten wir doch eine Mords-Freude aneinander und mit Händen und anderen Hilfsmitteln kamen wir schon klar. So war es auch an dem Nachmittag an dem die Fernsprechzelle eins zur „Zelle uno“ geworden ist. Paolo hatte aus dem Formblattständer eine Auslandspostanweisung entnommen um, wie ich nachher bemerkte, wieder eine Baurate für den Umbau an Onkel Filippo einzuzahlen. Er begab sich sogleich an unseren Schreibpult um den Vordruck auszufüllen.
Carmela indessen, stand am Ende einer Warteschlange vor meinem Schalter. Die Ansammlung hatte sich deshalb gebildet, weil ich einer alten Frau den Antrag auf Vorschusszahlung von Witwenrente ausgefüllt hatte, was ziemlich zeitraubend ist. Nachdem dieser Vorgang erledigt war, ging es mit den anderen wartenden Kunden ziemlich schnell und bald war die hübsche Italienerin an der Reihe.
„Hallo“, lächelte sie und winkte vor der großen Glasscheibe. „Ich möchte Telefonata nach Italia. Zu meiner Mama nach Roma.“
Das „R“ in „Roma“ rollte sie allerliebst.

„In Ordnung“, lächelte ich zurück und sah auf meinem Einnahmebuch für die öffentlichen Fernsprechzellen nach, in welcher der beiden Glaskarbäuschen die schöne Römerin mit Mama in Roma telefonieren könne.
„Zelle eins“, sagte ich, „in Zelle eins können Sie wählen.“
„Eins?“, sie sah mich fragend an.
„Ja, eins“, sagte ich mit Nachdruck und zeigte die Zahl zusätzlich mit dem ausgestreckten Daumen meiner rechten Hand an. Die anderen Finger hatte ich gleich einer geballten Faust an den Handteller angelegt, so ähnlich wie bei den Gladiatorenkämpfen im Altertum positiv für das Überleben des Verlierers entschieden wurde.
„Numero eins“, sagte ich nochmal und wedelte auffordernd mit dem ausgestreckten Daumen.
Mit sprachlos geöffnetem Mund starrte sie wie hypnotisiert meinen immer noch zur Verdeutlichung auffordernd ausgestreckten Daumen an. Eine trotz der broncefarbenen Haut gut sichtbare Röte flog über ihr Gesichtchen.
„Ooh“, stieß sie heraus und funkelte mich mit ihren schwarzen Augen drohend an. Sie drehte sich auf dem Absatz herum, dass die großen Ohrringe nur so hin- und herbaumelten und eilte zu Paolo.
„Liebe Zeit, was hat die denn?“, fragte mich Kollege Hugo, der nur den spontanen Abgang mitbekommen hatte.
„Keine Ahnung, sie wollte eigentlich nach Rom telefonieren“, gab ich etwas verunsichert ob dem ganzen Auf- bzw. Abtritt zur Antwort.



Carmela redete inzwischen temperamentvoll auf ihren Paolo ein.
„Weiß der Himmel, was die miteinander haben", meinte ich kopfschüttelnd.
„Jetzt will sie anscheinend gar nicht mehr telefonieren."
Da trat auch schon Paolo wieder an den Schalter. Seine junge Frau, immer noch ziemlich aufgeregt, aus mir unerklärlichen Gründen, folgte mit zwei Schritten Abstand.
„Carmela, meine Frau, will telefonieren nach Italien", begann

Paolo.
„Ich weiß, ich weiß“, sagte ich etwas mürrisch, „sie darf immer noch in Zelle eins wählen. Zelle eins.“ Wieder zeigte ich die Ziffer eins optisch mit ausgestrecktem Daumen an.
Weil auch Paolo wie gebannt den auffordernd ausgestreckten Daumen anstarrte, sagte ich nochmal:
„Zelle eins, die linke Zelle, die am Fenster.“
Zuerst grinste er, sein Gesicht wurde hell und fröhlich, dann lachte er so herzlich und schallend, dass unser Stempeldienst angelaufen kam, um auch etwas von dem vermeintlich gerade erzählten guten Witz zu erfahren.
Ich aber verstand immer nur Bahnhof. Ich kam mir reichlich verladen vor. Immer wieder durch Lachen unterbrochen, sprach Paolo mit seiner, ob der Lacherei verwirrt dastehenden Frau, in der Muttersprache. Kaum hatte diese aber verstanden was ihr von ihrem Mann erklärt werden sollte, fing sie ebenfalls an zu lachen.
„I glaub dia hen se net alle“, schimpfte unser Stempeldienst und ging ob der vergeblich erhofften Erheiterung brummend wieder fort.
Paolo aber, nachdem er sich wieder etwas gefasst hatte, nahm seine Frau zärtlich in den Arm und zog sie zu mir vor die große Schalterscheibe. Immer wieder gluckste er, sein lautes Lachen unterdrückend, weil einige humorlose Zeitgenossen bereits missbilligend auf eine so profane Entheiligung einer Amtshalle schalten. Dicht vor der Scheibe drehte er sich um und vergewisserte sich, dass keine unmittelbaren Zuhörer da waren. Durch

den Sprechschlitz der vorgebauten Panzerglasplatte flüsterte er mir lachend zu:
„Wenn Sie in Italia machen so“, er zeigte mir meine Daumenhaltung, mit der ich die Ziffer eins verdeutlichen wollte, „dann Sie wollen eine Frau, Sie verstehen, Frau für Bett“, er zwinkerte mir zu.
„Wenn Sie das machen zu einer Frau direkt, wollen Sie haben diese Frau für ins Bett.“
Jetzt war die Reihe des Staunens und der Sprachlosigkeit an mir. Beide weideten sich an meiner verdutzten Miene und ergötzten sich an meiner Verlegenheit. Auch ich wurde rot bis zu den Ohren.
„So habe ich immer Ausländer in unsere Zelle eins geschickt“, sagte ich entschuldigend.
„War sicher keine Frau dabei“, lachte Paolo.
„Jetzt weiß ich auch warum die Männer manchmal so gegrinst haben“, sagte ich zerknirscht.
„Besser Sie sagen ‚Numero uno‘ oder ‚Numero due‘ bei anderes Häuschen“, schmunzelte Paolo.
Seither haben wir eine Zelle uno oder eine Zelle due, je nachdem.

Übrigens habe ich eine ganze Reihe anderer italienischer Worte gelernt, als ich von dem jungen Paar am Abend, als Ausgleich für die Turbulenzen des Vormittags zu einer echten italienischen Pizza und einigen Gläsern guten Lambruscos eingeladen wurde.



Das musikalische Opfer – der „Gaisberger Bach"

Es ist zwecklos, lieber Leser, den Gaisberger Bach auf der Landkarte zu suchen. Nicht etwa, weil es sich nur um ein kleines Rinnsal handelt. Mitnichten, es handelt sich um gar kein Gewässer.

Der „Gaisberger Bach" war der ehrenamtliche Organist, der an jedem zweiten Sonntag und auch feiertags in der kleinen Filialkirche von Gaisberg am Rumpenstein, wie man so schön sagt, die Orgel schlug. Wenn es also schon einen „Hamburger, Londoner, Bückeburger und Mailänder Bach" gab, warum sollte es nicht auch einen „Gaisberger Bach" geben. Denn Georg Zipperlen, unser „Meister der Fuge", man könnte auch „Ritter vom Manual" sagen, tat so als stammte er in direkter Linie von dem großen Thomaskantor, dem alten Johann Sebastian Bach ab. Dabei war sein Spiel, wir Schüler konnten dies schon beurteilen, dürftig. Anstatt, was ja meist der Fall ist, den Gemeindegesang zu begleiten, die Orgel muss ja oft den lahmen Gesang antreiben, hinkte er stets hinterher. Böse Zungen behaupten heute noch, wenn die Gemeinde beim 6. Vers angelangt war, hätte der „Orgelschorsch" gerade den 4. aus dem alten Manual herausgequetscht.

Das stimmt jedoch nicht, wie ich als Ohrenzeuge bestätigen kann. Die Kirchgänger warteten nach jedem Vers respektvoll bis Herr Zipperlen auf der Empore so weit war. In den Wartepausen konnte man sich die vom Vorspiel, das übrigens jeden 2. Sonntag dasselbe war, unterbrochenen Ortsneuigkeiten vollends erzählen.

Nun kann man über einiges hinwegsehen. Zumindest mit dem Mantel der Barmherzigkeit oder der christlichen Nächstenliebe wäre es zudeckbar gewesen. Dass aber wir Buben im Konfirmandenalter dies nicht taten, lag an seiner Rechthaberei, seinem Prahlen und seiner Voreingenommenheit uns gegenüber. Seinem Schwadronieren nach gab es im ganzen Umkreis keinen größeren Kirchenmusiker als ihn. Unserem guten, alten Oberlehrer Kraus erteilte er gern fachmännische Ratschläge. Überall gab er an, was er in seiner Heimat im fernen Ostpreußen für herrliche „Orjeln" jespielt habe. Das zugegeben kleine und alte Instrument würde ihn überhaupt nicht befriedigen und sei sowieso bald nicht mehr bespielbar.

Die größte Gemeinheit aber war seine Behauptung, er könnte deshalb nicht schneller spielen, weil wir Buben zu faul wären, den Blasebalg rascher zu treten. Gerade dies aber war nicht der Fall. Oftmals mussten wir mit dem Treten aussetzen, weil der Windbeutel prall voll war, da der Mann vorn die Luft eben nur langsam verbrauchte.

Die kleine Orgel war damals noch nicht mit dem inzwischen üblichen elektrischen Windmotor ausgestattet. Jeweils 2 Konfirmanden mussten deshalb den hinter dem Versatz befindli-

chen Blasebalg treten oder wie wir sagten:
„Die Orgel dappen." Mit Herrn Zipperlen gab es deshalb ständig Krach. Sobald er nämlich mit seinen Noten- und Choralbüchern auf der Empore erschien und sich ausbreitete, durften wir unseren Winkel hinter dem Gehäuse nicht mehr verlassen. Er hatte eine Geheimniskrämerei, wie wenn er bei der Umwandlung von Blei in Gold die richtige Formel gefunden hätte. Barsch verwies er uns des Platzes, wenn er nur ein Zipfelchen zuviel oder gar einen neugierigen Bubenkopf um die Ecke spähen sah. Dabei war er eigentlich sonst nicht so verlegen. Publicity würde man heute sagen, war seine große Stärke.

Sonntags zog er immer seine große Schau, neuhochdeutsch „Show" ab. Choralbücher von der Größe eines Tapetenmusterbuches unter dem Arm, trabte er von vorne her durch den Mittelgang des Kirchleins. Dies immer erst, wenn die Glocken schon läuteten und die meisten Kirchgänger anwesend waren. Jedermann musste schließlich wissen, dass der Herr Zipperlen jetzt da sei und der Gottesdienst beginnen könne. Ob und wann der Pfarrer erschien, war nur von nebensächlicher Bedeutung. Hauptsache der heilige Georg der Orgel war erschienen.
Ein Jahr vor unserer Konfirmation wurde Oberlehrer Kraus kränklich und bekam einen Junglehrer zugeordnet. Dieser Pädagoge aber, Lehrer Faber, war genau unser Typ. Die ganze Klasse begeisterte sich für ihn. Jung, sportlich und temperamentvoll, voller Ideen und Tatkraft war er mehr ein kameradschaftlicher Freund, als ein väterlicher Erzieher. Wir Buben schwärm-

ten für ihn, die werdenden Damen der Klasse beteten ihn an. Ein besonderes Steckenpferd von Lehrer Faber war die Musik. Er spielte vollendet Klavier. Eine Stunde Musikunterricht bei ihm war ein Genuss. Er brachte uns Kanons, Madrigale und Singspiele auch in fremden Sprachen bei. Dies lange bevor die Folklore so gepflegt wurde, wie heute.
Hilfsbereit bot sich nun Lehrer Faber an, im Wechsel mit Herrn Zipperlen, auf der Orgel zu amtieren. Der Kirchengemeinderat, froh über dieses großzügige Angebot, nahm hocherfreut an. Wahrscheinlich war diesem löblichen Gremium das ständige Gemeckere des Pfeifenvirtuosen schon lange auf den Wecker gefallen. Immer und immer wieder, bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten trompetete Herr Zipperlen sein Opfer für die Kirchengemeinde in die Welt. Jeden zweiten Sonn- oder Feiertag im Sommer wie im Winter die brüchige Orgel zu spielen und sich noch mit „die Konfirmandenbengels" herumzuärgern, die ja nichts anderes im Sinn hatten, als durch zu langsames oder zu unregelmäßiges Windmachen seine excellente „Orjelkunst" zu torpedieren.
Herrn Zipperlen passte der neue Kollege zwar ganz und gar nicht. Aber zu lange hatte er herumgemeckert, um ihn jetzt, wo ein Ersatzmann vorhanden und auch willens war, einfach abzulehnen.
Nachdem aber nun eine Alternative vorhanden war, fiel es selbst den unmusikalischsten Kirchgängern auf, wie mies der Orgelschorsch tatsächlich spielte. Das wirkliche Unterstützen und Führen des Gemeindegesanges, das gekonnt gestaltete Vor- und

Schlussspiel seines neuen Kollegen sprachen für sich selbst. Scheinbar waren selbst Herrn Zipperlen die großen Unterschiede zwischen seinen und Herrn Fabers Künsten aufgefallen. Genau wie ein Politiker der Mist gebaut hat oder an irgend etwas schuld war, trat er die Flucht nach vorn an. Er ging zu Pfarrer Maurer und beschwerte sich. Lautstark und beredt führte er über „die verdammten Orjelbengels“ Klage. Natürlich wurde ihm geglaubt.

Die Angeschuldigten wurden im Konfirmandenunterricht in den Senkel gestellt. Alle unsere Beteuerungen, dass wir unseren Orgeldienst immer gut versorgt hätten, fruchteten nichts. Mein Einwand, dass Herr Zipperlen gar nicht Orgel spielen könne, brachte mir eine Sonderstandpauke ein. Gemeinerweise hatte der Orgelschorsch angegeben, wir würden nur bei Herrn Faber richtig Wind machen, ihn hingegen hängen lassen, weshalb er nur so langsam musizieren könne.

Wir waren stocksauer und sannen auf Rache. Diese Unterstellung, wir wären an seinem miserablen Spiel schuld, wurmte uns gewaltig. Und hier wie auch woanders, es sind die kleinen Dinge, die Zufälle, die die Weltgeschichte verändern.

Opa Kessler, der Mesner fiel vom Heuwagen und brach sich das Bein. Aus diesem Grund musste der Kesslers Gerhard seiner Oma die Kirche putzen helfen. Als bester Kumpel war ich mit dabei. Da der alten Frau Kessler das Steigen schwer fiel, staubten wir auf der Empore ab, wo auch etwas erhöht, durch eine Holzschranke abgetrennt, das Orgelgehäuse und der Spieltisch zu reinigen waren. Bei letzterem sah ich plötzlich ein klei-

nes graues Heft zwischen den Pedalen liegen. Offensichtlich war das Herrn Zipperlen, der gerade uneingeschränkter Herrscher seines Instruments war, da Lehrer Faber an einem Kurs der Sportakademie teilnahm, unbeachtet heruntergefallen. Neugierig hob ich das Heft auf und öffnete es.
Inzwischen war Gerhard, den ich auf den Fund aufmerksam gemacht hatte, herangekommen. Gemeinsam beäugten wir unseren Fundgegenstand. So richtig schlau wurden wir zwar aufs Erste nicht. Innen stand beispielsweise Lied 187, 4 Verse und anschließend eine Zahlenkombination in Bleistift, die uns Rätsel aufgab. So war gerade auch verzeichnet Lied 228:
„Nun danket alle Gott", 3 Verse, dann folgte eine Ziffernkombination 44455434323321 usw.
Plötzlich durchzuckte mich ein Gedanke. Bei einem Sonntagsorgeldienst hatte ich einmal um die Ecke gespickt und gesehen wie Herr Zipperlen einen Papierstreifen mit großen Zahlen aus Tusche am Spieltisch direkt über der Tastatur mit zwei Reißnägeln befestigte. Instinktiv summte ich die wohlbekannte vorerwähnte Melodie vor mich hin und verglich die Tonfolge mit den Ziffern.
Das war doch fast nicht möglich. Es ergab sich eine genaue Übereinstimmung. Der große Kantor Zipperlen spielte Orgel wie kleine Kinder Blockflöte oder Kinderklavier.
„I glab där kann gar koi Nota", meinte Gerhard belustigt.
Ohne Zweifel so war es. Deshalb, nicht wegen uns „verdammten Orjeljungs", schlich Herr Zipperlen mit seinem Spiel immer hinter dem ohnehin langsamen Gemeindegesang her. Bis Herr

Zipperlen die aus seinem Behelf abgelesenen Zahlen auf der Skala gefunden und die entsprechenden Tasten gedrückt hatte, verging halt schon einige Zeit. Eine diebische Freude ob unserem Wissen überkam uns. Sollten wir das Heft einfach wegwerfen oder in alle Welt hinausposaunen, wie es um den neunmalklugen Orgelschorsch, die musikalische Leuchte des Dorfes, wirklich stand. Nein, etwas ganz anderes, vielleicht wirkungsvolleres, fiel uns ein. Doch davon später mehr.
Gerhards Oma freute sich mächtig über unseren Eifer. War doch am kommenden Sonntag Visitation durch den Herrn Dekan zu erwarten. Deshalb musste auch alles auf Hochglanz gebracht werden. Bei dem letzten derartigen Ereignis hatte das Mesnerehepaar Kessler ein besonderes Lob von Herrn Dekan Schwarzmann bekommen. Von diesem „lebte", wie man so schön sagt, die alte Frau Kessler seither. Bei keinem Gespräch, bei dem man auf ihr Amt kam, wurde es zu erwähnen vergessen. Deshalb wollte sie natürlich diesen denkwürdigen Vorgang wiederholen, ehrenkäsig wie sie nun einmal war. Zu guter Letzt steckten wir noch die Gesangbuchnummern für den Gemeindegesang des nächsten Sonntags auf die großen Tafeln.
Der Sonntag kam. Oma Kessler hatte am Samstagabend nochmals durchgemoppt und Staub gewischt. Von Gerhard wusste ich, dass am Freitagabend Herr Zipperlen sichtlich aufgeregt den Kirchenschlüssel geholt hatte und nach kurzer Zeit wieder zurückgebracht habe. Das uns bekannte graue Heft habe ein wenig aus seiner Kitteltasche herausgelugt.
Pünktlich waren wir auf der Orgelempore und sahen über die

Holzbrüstung hinab ins Kirchenschiff. Natürlich war der Gottesdienst besser besucht wie sonst. Offenbar trauen die Leute einem Dekan oder gar einem Prälaten mehr Heiligen Geist zu, als einem gewöhnlichen Landpfarrer. Alles sah, oder wollte gesehen werden. Die Honoratioren der Gemeinde gaben sich ein Stelldichein.
Der Bürgermeister, Oberlehrer Kraus, Domänenpächter Feldmann und Oberförster Wulle, sogar der frühere Rittmeister von Gaulrapp, der sich immer so atheistisch gab, waren erschienen. Und die „Beamteten“ sie taten sich wichtig. Frau Kessler, im besten schwarzen Samtkleid, galoppierte wie ein angeschossener Eber, einen Stapel Gesangbücher austeilend, durch den hohen Raum. Der Kirchenpfleger, der auch den Kirchenchor dirigierte, klopfte sich bestimmt schon zum zehnten Mal mit der Stimmgabel an die Glatze, um auch zum zehnten Mal nur „a“ zu hören. Als dann kurz vor halb zehn der alte grauhaarige Herr Dekan, begleitet von Gemeindepfarrer Kaufmann erschien, und sich in der Sakristei in den Talar geworfen hatte, nahte auch der „Gaisberger Bach“. Im schwarzen Gehrock, ein gewaltiges Orgelwerk unter dem Arm, begrüßte er den im Pfarrstuhl sitzenden Dekan. Dann schritt er majestätisch, jeder Zoll eine gewichtige Amtsperson, durchs Mittelschiff zur Empore.
Uns Buben, die wir grinsend seinen Auftritt gesehen hatten, scheuchte er sogleich hinter das Gehäuse zum Blasebalg. Gehorsam kamen wir seinen Wünschen nach. Im Gegensatz zu ihm wussten wir etwas, was er erst nach 10 Minuten wissen würde. Dieses aber, das heißt die Vorfreude darauf, brachte uns

fast um. Immer wieder stießen wir uns mit den Ellbogen an, prusteten und zeigten auf den für uns unsichtbar vorn thronenden Meister. Endlich hatte es ausgeläutet. Zur Feier des Tages intonierte der heilige Georg sein „anderes“ Vorspiel. Danach sang der Chor eine Motette von Buxtehude.

Dann war wieder Herr Zipperlen an der Reihe. Er begleitete den Gemeindegesang. Man sang 3 Verse des bekannten Liedes „Lobet den Herren“.

Natürlich hatte Herr Zipperlen sämtliche Register des Instruments gezogen.

Aber was war das?

Die Köpfe der Gemeindeglieder gingen hin und her, wie wenn der Wind über ein Ährenfeld geht. Herr Zipperlen griff mehrmals gewaltig daneben. Als beim zweiten Vers das gleiche passierte hatten schon die Zuhör-Schüler rechts und links vom Altar die Gesichter tief hinter das hohe alte Chorgestühl gebeugt um durch ihr Prusten nicht allzusehr aufzufallen. Leider konnten wir das Gesicht des Kantors nicht sehen, wir mussten ja für die Luft zur 3. Katastrophe, Verzeihung Strophe natürlich, sorgen.

Beim 3. Vers das gleiche Spiel. Sehr laut und ebenso falsch brachte der Organist fast den ganzen Gemeindegesang zum Zusammenbruch.

Dekan Schwarzmann tuschelte mit seinem Amtskollegen und blickte mehrmals über seine randlose Brille zur Orgel hinauf. Fast vergaß er sich rechtzeitig zum Altar zu begeben, um den Gottesdienst zu beginnen. Nach Ende des Liedes, als sich die Gemeinde zum Eingangsgruß erhob, spickte ich um die Ecke.

Mit hochrotem Gesicht stierte der Kantor in seinen Geheimbehelf. Er war so vertieft, dass ich mich in der Geräuschkulisse der aufstehenden Gemeinde unbemerkt wieder zurückziehen konnte.
Wer jetzt aber meint die Sache wäre erledigt, der irrt. Zu arg hatte uns der Oberschlaue, der Klugscheißer vom Dienst, in der Vergangenheit schikaniert. Nach dem Gebet, dem stillen Gebet und der Schriftlesung folgte der nächste Gemeindegesang. Dem alten Herrn Dekan fiel vor Schreck fast das Gesangbuch aus der Hand. Mit offenem Mund starrte er von der Kanzel aus zur Empore herüber. Er war nachher so sehr aus dem Konzept gebracht, dass er sich beim Vorlesen des Predigttextes mehrmals versprach. Reihenweise, so wurde nachher erzählt, hätte sich das Kirchenvolk in Richtung Orgel umgedreht, die laut und falsch dem Gesang hinterherhinkte. Der erfahrene Kirchenmann hatte sich jedoch bald wieder gefangen. Er hielt eine erbauliche Predigt, die für Jeden etwas brachte. Jedoch soll, so sagte man hinterher, die Aufmerksamkeit nicht ganz ungeteilt gewesen sein.
Nach der Predigt folgte ein Gesang des Kirchenchores, die Verkündigung und das Vaterunser. Dann war wieder das singende Fußvolk an der Reihe.
Alles lauschte nach der Orgel. Richtig, die Gesichter leuchteten, sogar würdige Glieder der Gemeinde lachten ins Gesangbuch oder in eilig gezückte Taschentücher. Herr Zipperlen spielte an einer Stelle so umwerfend falsch, dass wohl noch selten in einem Gotteshaus eine so belustigte Gemeinde ihrem Schöpfer

oben gelobt und gejauchzt hatte.
Während der Gemeindegesang nämlich nach oben strebte, manöverierte die Orgel lautstark in die tiefsten Tiefen. Pfarrer Kaufmann, einem friedlichen und humorvollen Seelenhirten, zuckten die Schultern vor unterdrücktem Lachen. Er fuhr sich nach dem Gottesdienst mehrmals mit dem Finger in den Hemdkragen, wohl um ein Alibi für sein Zucken herzustellen. Nach dem Segen und dem dreifachen Amen verließ die Gemeinde mit wahrhaft erleuchteten Gesichtern die Kirche. Schon die Kinderkirchler, die außen warteten sahen, dass etwas Besonderes geschehen war.
Wären sie schon im Konfirmandenalter gewesen, hätten sie dies bestimmt dem Wirken des Heiligen Geistes zugeschrieben.
Herr Zipperlen aber verkrümelte sich. Klein und hässlich schlich er durch den Hinterausgang hinaus. Bleibt noch nachzutragen, dass er wenige Tage nach dem „musikalischen Opfer" seinen Orgeldienst quittierte.
In der Ortsbeilage des Gemeindeblatts stand neben einer entsprechenden Würdigung seiner Verdienste zu lesen, dass er infolge einer unerwartet aufgetretenen Augentrübung leider nicht mehr in der Lage sei Noten zu lesen.
Seither latscht Herr Zipperlen ob es regnet oder schneit mit einer getönten Schutzbrille umher und lässt sich bemitleiden. Den Organistendienst versieht jetzt Lehrer Faber, der als Nachfolger des pensionierten Oberlehrers Kraus hier fest angestellt wurde. Wäre noch anzumerken mit welchen geringen Mitteln man oft die größtmöglichen Erfolge erzielen kann.

In unserem Fall genügte ein Radiergummi und ein Bleistift um tiefgreifende Veränderungen einzuleiten. Halt – auch mein Geschick ist nicht zu vergessen. Das Geschick nämlich, mit dem ich dem Orgelherrscher die falschen Zahlen in seinen Behelf gezaubert hatte! Kapiert?

Predigt-Ort

Predigt-Ort oder Predigtstelle werden die Baulichkeiten bezeichnet, wenn ein Pfarrer in mehreren Dörfern, Weilern, Ortsteilen Seelsorge zu betreiben und die frohe Botschaft zu verkündigen hat. In den neuen Bundesländern ist ein Geistlicher oft mit 3-4 solcher Orte eingedeckt, fast wäre ich geneigt zu sagen „gestraft“.

Ich denke es ist nicht immer einfach mehrere Male sonntags im Wechsel das Evangelium vor einer dünn bis spärlich gesäten gottesdienstlichen Gemeinde zu verkündigen. Wohl weiß ich „wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind da bin ich mitten unter ihnen“.

Aber wirklich ernsthafte Pfarrer haben mir schon gesagt, wie sehr es sie manchmal frustet, wenn man mit dem Organisten – meist ein Familienmitglied – kommt und nur eine Person außer dem Mesner hat sich ins Gotteshaus oder den Gemeindesaal „verirrt“. Aber „wo zwei oder drei...“ – siehe oben. Nicht die Menge macht’s, wenn auch heutzutage ausschließlich auf diesen Aspekt geschielt wird.

Von einem ausgefallenem Predigt-Ort hat mir einmal unser Altdekan Veith berichtet.

Als Pensionär war er hier am Ort wohnengeblieben und das i.R. hinter seinem früheren Amtstitel konnte man gut für „in Reichweite“ umdeuten.
Getreulich half er im Bezirk wo immer Not am Mann oder an der Frau war, je nachdem, ob es sich um einen Kollegen oder eine Kollegin handelte. In der Dekanatsstadt hielt er sich ganz zurück. Er wollte seinem Nachfolger keine irgendwelchen Fesseln oder Beschränkungen anlegen. Aber wie gesagt, die Geistlichkeit aus dem Bezirk fand stets ein offenes Ohr und eine große Hilfsbereitschaft für Vertretungen bei Gottesdiensten aller Art.
So war auch ein Pfarrer aus einem Dorf am Anfang der Hohenloher Ebene auf offene Ohren und die Bereitschaft gestoßen, ihm eine Bibelstunde abzunehmen. Er wollte auch in einem Zwischenurlaub ca. 8 – 10 alte Weiblein, den harten Kern, die Treuesten der Treuen der gottesdienstlichen Gemeinde landeskirchlicher Prägung, nicht ohne Gottes Wort und dessen Führung und Leitung alleine lassen.
Jedoch an dem Wochentag an dem die 14-tägliche Bibelstunde stattfinden sollte gab es ein Problem. Die Mesnerin, eine sehr rüstige alte Frau, sollte beim Sohn mithelfen die Heuernte einzubringen.
Schlechtes Wetter war angesagt und man brauchte jede Hand um fertig zu werden. Etwas zaghaft rief deshalb die alte Frau den für sie „hohen“ Herren an und schilderte dem ihre Notlage. Aber für den umgänglichen Pensionär war das kein Problem. Ihm war nur wichtig wie er an den Schlüssel zu dem Gemein-

desaal käme und wohin er ihn wieder zurückbringen könne. Daran aber hatte die Gute schon gedacht. Sie würde das Öffnungswerkzeug in den Katzenschuber legen, bei ihr am Haus. Dort bitte sie den Herrn Dekan den Schlüssel nach der Bibelstunde wieder zu deponieren. Den Raum richte sie, stuhle auf und stelle einen Strauß aus dem Garten hinein. Streichhölzer zum Kerzen anzünden fände er in der oberen Schublade der Vitrine.
Alles war klar und frohgemut fuhr Dekan Veith seinem Einsatzort entgegen. Zwar konnte er sich unter Katzenschuber nichts genaues vorstellen, aber der wird schon zu finden sein, dachte er.
Schon bald, er hatte seinen Wagen am Gemeindehaus abgestellt, stand er etwas hilflos vor dem Wohnhaus der Mesnerin. Er hielt nach einer kleinen Öffnung Ausschau, denn er hatte richtig hin zu einer Pforte, einem Einlass für Stubentiger gedacht.
„Dä Frida is aufm Fäld bei där Heuärnde“ wurde er in lupenreinem Sächsisch angesprochen. Ein dicker alter Herr mit grüner Gartenschürze und Strohhut schob eine gummibereifte Schubkarre heran. Er musterte den gut gekleideten Fremden aufmerksam.
„Weiß ich, weiß ich“, gab ihm Dekan Veith zur Antwort.
„Ich will nur einen Schlüssel abholen, den mir Frau Zeltwanger in einen Katzenschuber gelegt hat.“
„Ai verbibsch, dann sin se där Härr Degaahn“, staunte der freundliche Sachse.

Er stellte seinen Schubkarren ab und streckte Herrn Veith die Hand zum Gruße hin.
„Ich weeß Bescheid“, freute er sich dienlich sein zu können.
Bevor sich aber der Dekan groß wundern konnte, kniete der dicke alte Mann auf den Boden und legte sich auf den Bauch. Mit der einen Hand schob er eine seither recht gut getarnte Lade an der grün gestrichenen Haustüre auf, mit der anderen Hand griff er hinein und suchte den Schlüssel. Dabei blieb er jedoch in sprachlicher Hinsicht nicht untätig.
„Guud, dass ich ämal än Gaistlichen treff und so een hohen noch dazu“, begann er eine größere Rede. Also mit dem Herrgott und dem Herrn Jesus Christus hätte er kein Problem, aber, ja aber mit dem heiligen Geist sei das so eine Sache.
Ein anregendes und befruchtendes Gespräch kam in Gang, viel intensiver als nachher der Monolog mit den alten Frauen in der Bibelstunde. Diese seien es ja nicht gewohnt zu reden und nähmen eben das Vorgetragene an wie es sei. Rückfragen gebe es dort, obwohl es jedesmal angeboten werde, keine. Ganz anders der muntere alte Herr aus Sachsen. Man sagt ja die Sachsen sind „helle“, was die Schwaben wiederum zu dem Nachsatz veranlasst „aber net älle“. Dieser aber war wirklich helle, pfiffig, belesen und beschlagen, nur – er machte keine Anstalten aufzustehen.
Scheinbar war seine Lage eine zwar ungewöhnliche aber bequeme.
„Nem Se doch Blatz uff dr Frida ihrm Melkschemel“, sagte er gönnerhaft und zeigte auf das besondere Sitzmöbel rechts von



der Haustür. Er selbst blieb auf dem Bauch liegen obwohl er den Schlüssel schon lange gefunden hatte und wie eine Wetterfahne in der Hand zu seinen Ausführungen schwenkte.

Als der heilige Geist ausreichend behandelt war, kamen die Herren noch auf die Jungfrauen-Geburt und das Abendmahls-Verständnis. Auch hier war es ein echter Dialog, ein Geben und Nehmen und die beiden älteren Herren freuten sich offensichtlich sehr aneinander.

„Jetzt müssn Se sich aber sputen sonst stehn die aldn Damen schon un wardn“, sagte der Sachse und erhob sich etwas mühsam.

Er bedankte sich für das Gespräch und sagte sogar:
„Wenn Se hier mal sonndochs bredschn, dann komm ich ooch. verschbrochn."
Dann verabschiedeten sich die Herren wie uralte Freunde.
„Vergässn Se nich dän Schlüssel wieder ins Gatzenpfördchen zu leechen", rief er sorglich dem Dekan hinterher.

Das sei der merkwürdigste Predigt-Ort in seiner ganzen Laufbahn gewesen, sagte mir Dekan Veith, „Merkwürdig" im wahrsten Sinn des Wortes. Aber so aufmerksame, mitdenkende, auch im Rahmen kritischer Gottesdienstbesucher kann sich ein Prediger bei seiner Verkündigung nur wünschen, fügte er an.
„Allerdings", er zwinkerte mit den Augen, „auf dem Bauch brauchen die Gläubigen dabei nicht unbedingt zu liegen."
Der, wie heißt es doch in der Bibel, „der Geist weht wo er will".

Ehre, wem Ehre gebührt

Wissen Sie eigentlich, was ein Beamter ist? O je, um diesen Preis hätte ich nicht zu fragen brauchen. Ich höre die Meinungen, besser gesagt die Vorurteile genau, die jetzt zu Tage treten:
Faul, unproduktiv, unfreundlich, träge, ohne Initiative, Mitesser, Privilegierte mit sicherem Arbeitsplatz...
...und andere Allgemeinplätze, Plattitüden und dumme Redensarten mehr.
Ich bin ja selbst Beamter und kenne die Licht- und Schattenseiten unseres Berufsbeamtentums zu Genüge. Wie sagt doch schon Goethe in seinem „Götz von Berlichingen"? Nicht was Sie jetzt meinem, obwohl dieses Zitat bei weitem bekannter ist!
„Wo viel Licht ist, ist starker Schatten."

Auf jeden Fall ist ein Beamter aber etwas, was man nicht von allen Leuten behaupten kann. Er ist ein Herr! Das ist aber nicht meine Meinung. Das ist die Aussage eines Mannes von Stand. Baron Bergmann-Steineloh, der Ortsadelige in... einem Ort in dem ich jahrelang die Posthalterin bei Urlaubs- und Krankheitsfällen vertreten habe, hat sich mir gegenüber so ausgesprochen.

Der Herr Baron, wie er von den Einwohnern respektvoll genannt wurde, war ein ausgesprochenes Original. Dabei war er eigentlich nicht sehr volkstümlich. Er war ein äußerst zurückhaltender und wortkarger Mensch. Bei örtlichen Veranstaltungen bekam man ihn nie zu Gesicht. Er war der Schlossherr und hielt sehr auf Abstand. Dass aber gerade er mit mir auf, für seine zurückhaltende Natur, vertrauterem Fuße verkehrte, erstaunte die Posthalterin und meine anderen Postkollegen immer wieder.

Der Herr Baron, schon Mitte der 80 und auch ein wenig klapprig, kam jeden Morgen um sich seine Stuttgarter Zeitung abzuholen. Die eingelaufene Post war ihm nicht so wichtig, aber die Zeitungslektüre wollte er schon zeitiger vornehmen. Ein rüstiger Rentner aus der Nachbarschaft führte den Freiherrn fürsorglich am Arm und trug die Aktenmappe in der die Zeitung verstaut wurde. Fast konnte man die Uhr danach richten, wenn Baron Bergmann und der Schloss-Gottlieb angewackelt kamen. Akustisch wurde dies durch das dröhnende Gebell der zwei hochbeinigen schwarz-weiß getupften Rassehunde angekündigt. Da der Rentner mit Vornamen Gottlieb hieß, hatten ihn die Dorfbewohner einfach zutreffend in „Schloss-Gottlieb" umgetauft.

Aus irgend einem Grund blieben die freiherrlichen Edelkläffer jedoch an einem Morgen zu Hause und ich bemerkte das Anderthalb-Jahrhundert-Gespann, wie unser Landzusteller den Baron und Gottlieb wegen des Alters nannte, erst zu spät.

Als gebürtiger Stuttgarter überflog ich jeden Morgen die Stuttgarter Zeitung, um sie, durch das Gebell gewarnt, wieder rechtzeitig ins Abholfach für das Schloss einzulegen. Anders an diesem Morgen. Ich sah von der Lektüre der Traueranzeigen, die ich immer zuerst lese, auf und blickte in des Barons missbilligend hochgezogenen Augenbrauen.
„Interessieren sich für die Zeitung, junger Mann?", schnarrte der Baron in seiner abgehackten, militärischen Sprechweise.
Ich entschuldigte mich und erzählte ihm, dass ich in Stuttgart geboren sei, meine Eltern und Großeltern noch dort leben und ich deshalb gerade die Stuttgarter Zeitung gerne etwas überfliegen würde.
„Bin auch Stuttgarter", sagte der Baron jovial, erkundigte sich wo ich dort geboren sei und sagte mir auch, wo seine Eltern gewohnt haben. Seit diesem Tage kamen der Freiherr und sein Vasall Gottlieb eine halbe Stunde später um die tägliche Lektüre abzuholen.
„Haben dann etwas mehr Zeit zum Lesen, junger Mann", meinte der Baron.
Auch war er mir gegenüber, für seine zurückhaltende Natur, geradezu redselig.
„Haben gestern gelesen, Baugebiet Gansbachtal? Wir Rindviehcher, Grund um 50 Pfennige den m^2 anno '20 verkauft, jetzt 200,- DM pro m^2!
Obwohl wir keinen Grund im Gansbachtal besessen haben, ich nicht einmal wusste wo das Gansbachtal in Stuttgart überhaupt war, stimmte ich zu. Ja, ich tröstete ihn nach Kräften, dass man

diese Entwicklung ja beim besten Willen nicht voraussehen konnte.
„Haben auch wieder recht“, meinte er, fast erleichtert. Erst bei meiner 3. Dienstablösung erfuhr ich, dass Baron Bergmann nie beim Militär gewesen war, was ich eigentlich aus seiner knappen Sprechweise gefolgert hatte. Nein, der etwas klein geratene Mann war für den Kommis eben zu klein.
Die Sprechweise aber war die seines Vaters, eines Offiziers und sein großes Vorbild. Immer wieder flocht er „Vater hat immer gesagt“ oder „meinte Vater auch schon“ in unsere Unterhaltungen ein.
Er selbst hatte sein Brot als Direktor einer großen Automobilfabrik verdient und war im Ruhestand ein doch recht erfolgreicher Schriftsteller geworden. Am Anfang jeden Monats zeugte eine Zahlungsanweisung, mit der vor 20 Jahren sehr respektablen Summe von 828,- DM, vom Erfolg seiner schriftstellerischen Arbeiten. Grund genug für unseren Ortszusteller seinen Urlaub stets hiernach zu legen. Wie er mir in einer schwatzhaften Anwandlung berichtete lief die Auszahlung immer nach festen Regeln ab. Auf dem schönen Louis XVI Tischchen im Gang legte er die Geldscheine in der ihm gut bekannten gewünschten Stückelung auf. Der Herr Baron kam mit der bereits unterschrieben Anweisung, klemmte das Monokel ins Auge, überflog die ausgebreiteten Scheine und schob sie zusammen.
„Stimmt, Hartgeld für Sie“, knarrte er wohlwollend.
„Im Dezember darf ich sogar die 28,- Mark von den 828,- behalten“, strahlte unser wackerer Kollege.

Nun aber zur Sache!
Im August hatte die Posthalterin ihren Jahresurlaub angetreten. Die während der ganzen ersten Vertretungswoche reichlich eingehende Post hatte den bevorstehenden Geburtstag von Baron Bergmann-Steineloh angekündigt. Der 85. sei es und am Sonntag sei der Geburtstagstermin, hatte mir der Schloss-Gottlieb berichtet, den ich auf dem Weg zum Mittagstisch in der Kirchgasse getroffen hatte. Der Baron hoffe immer noch, dass auch die Frau Baronin zur Geburtstagsfeier komme, flüsterte er mir ins Ohr. Seine Frau, das war um in der heute üblichen psychologischen Betrachtungsweise zu bleiben, die zweite Freud'sche Fehlleistung im Leben des Barons.
Die erste war, wie bereits angeschnitten, die Tatsache, dass er für den Militärdienst zu klein war und die lange Reihe erfolgreich dienender Familienmitglieder unrühmlich unterbrach. Dass er als Industriemanager und Schriftsteller bei weitem erfolgreicher war als seine Vorfahren, konnte ihm nicht klar gemacht werden. Seine Frau bekam ich in der langen Zeit meiner Vertretertätigkeit nur einmal zu sehen.
Das alte Sprichwort, dass sich Gegensätze anziehen fand ich hier bestätigt. Die Baronin, 30 Jahre jünger als ihr Mann, war auch noch um die 50 eine Attraktion. Alles was ihm fehlte an Charme, Leutseligkeit und Kontaktfreude war ihr überreichlich zu eigen. Vielleicht um seine Minderwertigkeitskomplexe zu überspielen hatte er um diese exotische Frau geworben, die als zweite Ballettmeisterin am Staatstheater tätig war. Aber, was viele befürchtet hatten traf ein. Die Baronin betrog ihren Mann

nach Strich und Faden. Ein Skandal jagte den anderen, Krach folgte auf Versöhnung, solange bis sich das Ehepaar zur Trennung entschloss. Vor einer Scheidung schreckte Baron Bergmann aus übertriebenem Ehrgefühl zurück. Die Baronin bezog das im Bayrischen liegende zweite Schloss der Familie, während er wegen seiner „asthmatischen Anfälle" hier am Fuße des Schwäbischen Waldes wohnen blieb.

Nun zu seinem 85. Wiegenfest hoffte der alte Herr auf ein Zeichen der Zuwendung und Versöhnung – vergebens allerdings. Der Sonntag brachte mir durch den Geburtstag ein großes Mehr an Arbeit. Nur gut, dass die Schalterstunde von 11.00 bis 12.00 Uhr so wenig frequentiert war. Acht Schmuckblatt-Telegramme hatte ich für das Geburtstagskind auszufertigen. Punkt 12.00 Uhr schickte ich unseren Sonntagsdienst mit den Telegrammen und eingetroffenen Eilbriefen zum Schloss. Einer Aufforderung der dieser, sichtlich hochgestimmt wegen der zu erwartenden reichlichen Trinkgelder, unverzüglich nachkam. Jedoch kaum hatte er die Poststelle verlassen, wurde mir von unserer Endtelegrafenstelle noch ein dringendes Schmuckblatt-Telegramm für den Baron zugesprochen.

Da die Dienstzeit des Zustellers bereits verstrichen war, musste ich die Zustellung selbst vornehmen. Da ich eine große Vorliebe für alte Gebäude habe, freute ich mich, auf diese Weise einmal das Schloss von innen kennen zu lernen.

Mit der Glückwunsch-Postille im Schutzumschlag unter dem Arm machte ich mich auf. Etwas hilflos stand ich kurze Zeit später im hinteren Schlosshof und wusste nicht genau wo ich

den Eingang suchen sollte. Von unserem Zusteller wusste ich nur, dass der Baron den ganzen 1. Stock bewohne und in diesen musste ich irgendwie gelangen. Die vielen Türen an dem großen Gebäude irritierten mich, aber unverzagt begann ich eine nach der anderen abzuklappern. Und – wer sagt‘s denn – schon die dritte Tür führte in ein zugegebenerweise mickriges Treppenhaus mit einer steilen und unansehlichen Hexenstiege. Enttäuscht darüber, dass ein so stattliches Bauwerk einen so schäbigen Treppenaufgang besitzt, kletterte ich zum ersten Stock. Da auf mein dezentes Klopfen keine Reaktion erfolgte, machte ich langsam und leise die Tür auf und stand in einem prächtigen Gang, der offensichtlich das ganze Schloss längs durchzog. Unschlüssig wohin ich mich zwecks Auslieferung wenden müsse, ging ich den Gang hinauf. Da, aus einem Zimmer hörte man Teller klappern und da stand ja auch das prächtige Louis XVI Tischchen von dem mir berichtet worden war.
Da ich ja nicht gerade in das Festmahl hineinplatzen wollte, rief ich:
„Hallo“, und harrte der Dinge die daraufhin kommen sollten.
Was jedoch zuerst geschah war ein fürchterliches Gebell, das in dem hohen Gewölbe des mit prächtigen Rokoko-Stuckaturen geschmückten Ganges entsetzlich hallte. Die beiden im Dorf als freiherrliche Kälber bezeichneten Edelbeller stürzten sich buchstäblich auf mich. Ich hatte gerade noch Zeit einen sicheren Standort zu finden, um von den beiden lieben Tierchen in ihrer großen Freude über meinen Besuch nicht umgeworfen zu werden. Da ging auch schon die Türe auf und der Baron er-

schien. Drinnen sah man den Schloss-Gottlieb und die Köchin Frl. Male sitzen.
„Hector, Brutus – kusch!"
Folgsam zogen sich die beiden gut dressierten Hunde auf ihre Matte hinter dem Porzellanofen zurück.
„Junger Mann, haben noch was für mich?", knarrte der Baron.
„Jawohl", antwortete ich, „ein dringendes Telegramm wurde mir gerade noch zugesprochen."
Dann gratulierte ich ihm zum Geburtstag und wünschte Gesundheit für das neue Lebensjahr.
„Danke, vielen Dank, danke vielmals", schnarrte er sichtlich gerührt.
Das überreichte Telegramm legte er einfach zu den anderen. Plötzlich wurde seine Miene jedoch starr. Sichtlich erstaunt deutete er auf die Eingangspforte zu dem Treppenhäusle durch das ich heraufgestiegen war und die ich halb offen gelassen hatte.
„Kamen da rauf, junger Mann?", heischte er stirnrunzelnd zu erfahren.
„Ja", antwortete ich überrascht, da ich mir auf die Frage keinen Reim machen konnte.
„Merken sich", flüsterte mir Baron Bergmann wichtig zu, „sind Staatsbeamter, sind Herr.
Dies nur Eingang für Dienstpersonal und Lieferanten." Er klopfte mir wohlwollend auf die Schulter, eine besondere Auszeichnung bei seinem zurückhaltenden Charakter.
„Kommen mit."



Wie beim Schloss-Gottlieb hängte er sich bei mir ein und auf seinen schwarzen Stock mit schöner Silberkrücke gestützt, setzte sich unser verjüngerter Geleitzug in Gang.
Nach ca. 20 m traten wir durch die mittlere von drei prächtigen Flügeltüren in ein Treppenhaus von den Ausmaßen eines Einfamilienhauses. Hell, durch stockwerkweise durchgezogene Fenster lichtdurchflutet, mit einem prächtigen Deckengemälde. Langsam stiegen wir auf einer breiten pro Stockwerk viermal abgeknickten Treppe nach unten. Auf jedem Treppenpodest war das Gemälde eines vormaligen Schlossbesitzers an die Wand gehängt.
Wortkarg wie so seine Art, stellte mir der Baron die Herren vor:
„Philipp von Gemmrigheim, Friedrich von Filzer-Mooseck, Siegmund von Geisman, Johann von Knillinger, Emmrich von Niebusch-Rillenwend, Albert von Klein-Berg und ich."
Inzwischen waren wir im Vestibül angelangt und ich war nochmal von der Schönheit und den Ausmaßen der Anlage beeindruckt. War doch der Raum des Treppengrunds zwischen der umlaufenden Treppe noch so groß, dass darin die alte, prächtige, standesherrliche Staatskutsche mitsamt der Deichsel aufgestellt werden konnte.

Durch das mir zuteil gewordene einmalige Erlebnis in Hochstimmung versetzt, verließ ich das Schloss nach einem Abschieds-Händedruck des Herrn Baron.
Wer sich im übrigen in der Heimatgeschichte etwas auskennt,

wird durch die leicht verbalhornten Namen der einstigen Schlossherren jetzt wissen, wo sich das ganze eigentlich abgespielt hat.

Und Sie, liebe Leser, haben hoffentlich auch eine Lehre aus meiner Geschichte gezogen. Sie wissen jetzt, was ein Beamter eigentlich ist:
„Ein Herr!“, wenn man dem Freiherrn Alexander von Bergmann-Steinloh glauben darf. Gell?


HADE

Enges Verhältnis

Plötzlich stand sie vor meinem Schalter. Nicht 17 Jahr blondes Haar, aber vielleicht 20 Jahr blondes Haar, und blaue Augen hatte sie auch.

Nicht, dass Sie jetzt meinen ich würde jedem jungen Mädchen oder jeder schönen Frau in die Augen blicken, aber die Art wie sie mich anstrahlte – da war es fast zwangsläufig, auch für einen, zwar nicht im Dienst ergrauten, aber im Dienst eine ziemlich hohe Stirn bekommen habender Beamter, dies festzustellen.

Es war nicht nur ein hübsches, sondern auch ein charmantes weibliches Wesen, das mit einem gelben Benachrichtigungsschein vor meinen Schalter trat. Sie war figürlich die „Sorte" Frau, die nur ein Kavalier der alten Schule beschreiben kann, ohne dazu die Hände in Anspruch nehmen zu müssen.

Ein Wonneproppen, eine Augenweide also, wo alle Merkmale weiblicher Geschlechtszugehörigkeit in rechtem Maß und an den richtigen Stellen vorhanden und zu besichtigen waren. Dazu war die junge Dame von der umgänglichen leutseligen Art. Keine die sich auf ihre Schönheit, für die sie ja nichts kann, die ihr ja von Gott allein geschenkt wurde, eine Menge einbildet

und sich hinter einer hochmütigen Miene verschanzt und auf die Ergebenheitsadressen und höchstenfalls ehrfürchtigen Blicke ihrer männlichen Umgebung wartete. Nein, sie war, wie sich im Gespräch herausstellte ein netter, heimeliger Typ, ein Kumpel zum Pferdestehlen.

„Ich möchte einen Brief abholen", strahlte sie mich an und schob den Benachrichtigungsschein in die Zahlmulde.

An der gelben Farbe hatte ich schon gemerkt, dass es sich um einen Postzustellungsauftrag, den Brief einer Behörde also, handelte.

Nun unterliegen diese Sendungen aber nicht der Postordnung mit ihrem reichen Schatz von Ersatzempfängern, um die Sendung möglichst rasch dem Empfänger aushändigen zu können, sondern der Zivilprozessordnung. Diese ist sehr eng ausgelegt und auszulegen, besonders was die Abholung von „niedergelegten", das heißt benachrichtigten Sendungen betrifft.

Nur der Empfänger selbst, sein Ehegatte und sein Postbevollmächtigter dürfen den Brief beim Postamt abholen, selbst wenn es sich nur um ein Strafmandat wegen zu schnellen Fahrens handelt, also jemand von einer Radaranlage geblitzt worden ist.

Wir haben immer wieder große Schwierigkeiten und müssen diese Vorschriften wortreich verdeutlichen. Es ist für die Postbenutzer einfach unverständlich, dass z. B. Vater oder Mutter einen Wertbrief oder eine Anweisung bis 1000,- DM in Empfang nehmen können, nicht aber ein Strafmandat über 40,- DM von irgend einer Polizeibehörde. Dies ist absurd, aber zumindest

von uns nicht zu ändern.

„Thomas Wolff,“, las ich auf der Benachrichtigung über die Niederlegung, „ist das Ihr Mann?“

„Nein“, lachte sie unbekümmert, „wir wohnen zusammen. Thomy ist mein Freund.“

„Dann tut es mir leid“, sagte ich bedauernd, „ich darf den Brief nur an den Empfänger selbst oder an seinen Ehegatten aushändigen. Sehen Sie, hier steht alles drauf.“

Ich drehte den Schein herum und zeigte ihr den Passus.

„Wir sind aber schon eine ganze Weile zusammen und sehr eng befreundet“, lächelte sie.

„Das ist leider nicht ausreichend, wir müssen die Vorschriften sehr eng auslegen. Haben Sie vielleicht eine Postvollmacht von Herrn Wolff?“, fragte ich.

„Nein, soviel ich weiß nicht, aber wir sind so gut wie verlobt.“

„Das ist hier nicht ausschlaggebend. Das ist nicht eng genug“, stellte ich fest.

„Die Abholvorschriften setzen ein ganz enges Verhältnis voraus.“

„Oh Mann“, lachte sie fröhlich, „ein engeres Verhältnis, wie ich es mit Thomy – mit Herrn Wolff – habe, gibt es gar nicht.“

Strahlend und unbekümmert ob der hinter ihr Stehenden und unserem Disput mit gespitzten Ohren lauschenden anderen Postkunden, flachste sie:

„Wir sind bestimmt enger beieinander als manches junge Ehepaar. Bei uns gibt es keine Trennung, weder am Tisch noch im Bett.“

Die Lauscher der Hintenstehenden fuhren noch mehr aus.
„Ich bedaure wirklich“, sagte ich fast entschuldigend.
„Da können Sie doch nichts dafür“, tröstete sie mich.
„Ist auch nicht weiter schlimm. Herr Wolff hat morgen Abend früher Arbeitsschluss. Ich schicke ihn vorbei.“
„Prima“, freute ich mich, „wir haben bis halb sechs auf.“
„Tschüsschen“, strahlte sie und wedelte mit der wieder zurückerhaltenen gelben Benachrichtigungskarte abschiednehmend.

Ich aber überlege mir seither, bin ich eigentlich ein enger Mensch, wenn ich das sehr enge Verhältnis des jungen Paares als nicht eng genug erachte, oder lege ich die engen Bestimmungen der Zivilprozessordnung zu eng aus?
Eine nachfolgend wartende Dame mit Dutt und verkniffenen Lippen schimpfte über die unmoralische Jugend von heute. Zu ihrer Zeit hätte man an das, was die junge Frau hier gesagt habe, nicht einmal zu denken, geschweige denn zu tun, gewagt.

Der letzte Ohrenzeuge unserer Postschalterunterhaltung aber, ein höherer Beamter in mittleren Jahren, war da ganz anderer Meinung. Mit verklärtem Gesicht flüsterte er durch den Sprechschlitz unserer Verglasung:
„Mit dem netten Mädle, wäre ganz gern eng zoma, zu dera alta Zibeeb bräuchte scho a ordentliche Dischdanz.“

So verschieden sind halt die Ansichten, gell?

So ein Reinfall

– die Geschichte einer häuslichen Katastrophe

Neulich ging ich über den Friedhof. Vor mir ein kopfschüttelnder und vor sich hin schimpfender Mann. „So ein Reinfall, so eine Blamage“, konnte ich deutlich verstehen.
Beim näher kommen bemerkte ich, dass es sich bei dem älteren wohlbeleibten Herrn um einen mir gutbekannten häufigen Schalterkunden unseres Amtes handelte.
„So etwas, nein so etwas, unmöglich – eine einzige Katastrophe“, schimpfte er vor sich hin.
Beim Überholen grüßte ich freundlich und sagte:
„Na, Sie sind heute aber auch nicht gerade bester Laune. Kann ich Ihnen bei irgend etwas helfen?“
„Nein, nein“, entgegnete er, „das ist schon passiert, da gibt's nichts mehr zu helfen.“
„Na dann, schönen Tag noch“, antwortete ich und wollte weiter laufen.
„Halt, warten Sie, haben Sie kurz Zeit? Ich muss Ihnen was erzählen, sonst ärgere ich mich noch zu Tode!“, rief er hinter

mir her.
Nun, ich hatte Zeit, nicht nur weil ich ganz einfach neugierig war, was den als ruhig und gemütlich bekannten Endsechziger so aus dem Gleichgewicht gebracht haben könnte.

So erfuhr ich also, von dem unmittelbar Betroffenen selbst, die Geschichte des Reinfalls.
Jede Woche fahre er einmal abends nach Heilbronn zum Sport. Er hatte sich bei seiner Zurruhesetzung der Seniorenriege seines Betriebssportvereins angeschlossen. Immer mittwochs von 19.00 bis 21.00 Uhr trieben sie Gymnastik, auch die Geselligkeit habe ihren Stellenwert. Einmal im Monat wird nur bis 20.30 Uhr trainiert, anschließend geht man in ein Lokal und setzt sich noch gemütlich zusammen. So auch vor zwei Tagen.
„Brauchsch net uff mi warda, mir gehn heit aus“, hatte er seiner Frau gesagt, als er so um halb sieben aus dem Haus ging. Pünktlich so gegen halb zwölf – „i bin koi so arger Hocker“ – sei er wieder zu Hause gewesen. Schon beim Abstellen seines Kraftfahrzeugs hatte er am Widerschein, dem Wechsel von Hell und Dunkel bemerkt, dass seine Frau noch auf war und fern sah. In der Diele hatte er sich, weil so halb zwölf bei ihnen höchste Zeit zum Schlafengehen wäre, nicht nur den Mantel und das Jackett, sondern auch gleich die Hose ausgezogen. Als gut gezogener Ehemann hatte er diese sogleich fein auf den Bügelhalter über den doppelten Steg gelegt, der an der Garderobe hing. Schließlich hatte er in seiner Firma einst einen Angestelltenplatz mit beamtenähnlichem Charakter innegehabt.

– Er sagte dies tatsächlich, das ist keine Erfindung von mir. – Als er also alles sauber verstaut hatte, hängte er den Bügel mit den Kleidern noch auf den Balkon zum Auslüften. Dann zog er sich die Hausschuhe an, seither war er in Strümpfen umhermarschiert, und latschte in seinen langen Unterhosen mit baumelndem Oberhemd ins Wohnzimmer hinein.
„Und jetzt schdelled Sia sich vor“, sein Fernsehgerät stehe in einer Schrankwand, das große Sofa „wo mr am beschda sitzt zum Glotza“ in einer Ecke gegenüber, hinter einer zur Tür vorgezogenen Wand.
Der Platz sei eigentlich als Essecke gedacht gewesen und deshalb zum Eingangsbereich durch die Mauer optisch, aber auch wegen der Zugluft, abgetrennt. Er sei also gemütlich durchs Zimmer gewackelt um sich auf seinen Stammsessel an der Terrassentür niederzulassen. Gesagt habe er nichts, da seine Frau oftmals beim Fernsehen einschlafe und er sie nicht unsanft wecken wollte. Aber dies sei nicht immer von ihm die reine Rücksichtnahme, gab er ehrlich zu.
„Wissat Se, um die Zeit komma oft scho guade Film, so heiße Sacha, Sie wissat sicher was i moin“, und da lasse er seine Frau gerne bis zum Ende des Films schlafen. Gerade als er sich schließlich setzen wollte, habe er nach seiner Frau geschaut.
„Und was glaubet Se, hockat do alle drei Nachbarsweiber aus der Reihenhauszeile bei meiner Fraa auf am Sofa und glotzat mi a.“ So schnell sei er noch nie aus dem Zimmer gewesen und, „dia blede Weiber hen glacht wia Dackel“, berichtete er mir zornig.

Wenn ich mir mein Gegenüber so in langen Unterhosen, die Knie ausgebeult und das zerknitterte Oberhemd baumelnd, vorstellte, konnte der Anblick sicher zu so einer Reaktion führen. Schließlich ist ein Mann in langen Unterhosen, schon ganz allgemein gesehen, sicher nicht gerade ein Adonis.
Wie er nachher erfahren habe, waren die Nachbarinnen kurzfristig von seiner Frau zum Fernsehen eingeladen worden. Der „Denver Clan" gab sich die Ehre und bei einer Nachbarin war das Fernsehgerät plötzlich ausgefallen. Seine Frau habe dann die beiden anderen Frauen auch noch geholt und weil ja die Reihenhäuser zusammenhängend gebaut sind, waren alle den kurzen Weg in Pullover oder Strickweste gegangen. Also kein Kleidungsstück an der Garderobe, das die Aufmerksamkeit unseres Spätheimkehrers auf sich ziehen konnte. Auch hätten die „Weibsleut" gegen alle sonstigen Gewohnheiten nicht geschwätzt, sondern seien ganz ruhig und aufmerksam dagesessen und hätten das Fernsehprogramm verfolgt.
„Und dann dab i so als dummer Auguschd in des Färnsähprogramm nei", schimpfte unser so bloßgestellte Hausvater.
„A Kadaschdroof!"
Nun, ich tröstete ihn nach Kräften, dass es ja noch schlimmer gewesen wäre, wenn er sich noch mehr entblättert hätte.
„Net auszudenka, net auszudenka", schrak er sichtlich zusammen, „des wär ja noch schlimmer gwä."
Da bei ihnen beim Fernsehempfang immer eine große Kerze angezündet werde, seien die Damen so im Halbdunkel gesessen. Bei elektrischem Licht wäre er vielleicht schneller auf sein



Publikum aufmerksam geworden. Nur er, er stand voll im Lichte des Fernsehgeräts.
„So ein Reinfall, so ein Scheiß“, beendete er seine Ausführungen brummend.

Ich muss ehrlich sagen, ich bin in dieser Beziehung auch etwas sorglos. Mir hätte so was beim spätabendlichen Nachhausekom-

men auch passieren können. Doch jetzt bin ich gewarnt. Ich öffne stets vorher die Zimmertüre und peile sozusagen die Lage, bevor ich mich, mehr als im Allgemeinen schicklich, an der Garderobe ausziehe.

Zwei Sonntage später, nachdem ich die häusliche Katastrophe oder den Reinfall – nicht mit „Rh“ von Schaffhausen, sondern von der Siebenbürgenstraße – erzählt bekommen habe, hatte ich Kirchendienst. Die Kirchengemeinderäte sind hier bei uns nach Plan reihum für die einzelnen Gottesdienste zur Begrüßung der Kirchenbesucher und zur Schriftlesung, am ersten Sonntag des Monats auch zur Mithilfe bei der Austeilung des Heiligen Abendmahls, eingeteilt. Da ich noch verschiedene andere Hilfeleistungen vornahm war ich nicht immer am Eingang bei der Begrüßung der Besucher und dem Austeilen der Psalm-Hefte und der neuen Liederbücher zugegen. Dafür hatte ich die Schriftlesung aus verschiedenen Kapiteln des Lukas-Evangeliums übernommen.
Da wir derzeit unsere Sonntags-Gottesdienste aus Energie-Einsparungsgründen im Gemeindehaus abhalten, wo der große Saal ohnehin seine Grundtemperatur hat, ist die Beziehung des Lesers oder des Predigers eine direktere, wie in der Kirche. Während dort Kanzel, Altar oder auch Sprechpult nicht nur, aber auch schon eine rein räumliche Distanz schaffen, ist dies im Gemeindehaus weit weniger der Fall. Gelesen und gepredigt wird vom Sprechpult aus.
Dieses, wie der Altar, sind auf gleicher Ebene wie die Bestuh-

lung, welche nach einer Entfernung von knapp zwei Metern schon anfängt. Pfarrer wie Schriftleser haben also fast unmittelbaren Kontakt zu den Kirchgängern. Diesen bekam ich dann auch zu spüren.
Beim Übergang des Lesetextes von einem ins andere Kapitel, hob ich den Blick und sah gerade in das freundlich lächelnde Gesicht unseres durch die „häusliche Katastrophe" jüngst schwer gebeutelten Bekannten. Strahlend und kopfnickend saß er neben seiner Frau, die ebenfalls ihr schönstes Lächeln aufgesetzt hatte. Jetzt aber, unser Herr möge mir dies in seiner großen Güte verzeihen, war ich gedanklich nicht mehr bei der Sache. Bis auf einen kleinen Versprecher las ich zwar meinen Text zu Ende, aber nur mit dem Kopf nicht mit dem Herzen. Vor meinem geistigen Auge sah ich nämlich wie der freundliche Herr in der dritten Stuhlreihe gerade in langen Unterhosen mit zerknittertem Oberhemd und den Hausgaloschen sein häusliches Refugium betrat und dem „Reinfall" entgegenschritt. Nur mit voller Konzentration brachte ich die Lesung zu Ende. Erleichtert sagte ich zum Schluss das nächste Lied an. Vielleicht haben sich einzelne Kirchgänger gewundert, warum ich nach der Ansage der Liednummern bei den Worten:
„Strophe 1 bis 3, 5 und 7", so gestrahlt habe. Die Verbindung von „Strophe" zur „Katastrophe" war doch gedanklich gegeben und Auslöser meiner sichtbaren Erheiterung.
Seither frage ich mich hin und wieder, ob wohl Pfarrer – diesen Anfechtungen zeitlich viel länger ausgesetzt – auch mit solchen gedanklichen Abweichungen zu kämpfen haben?



Das verschwundene Weihnachtsgeschenk

Das war vielleicht eine Aufregung am zweiten Feiertag an Stephanus. Die Geschenke lagen alle noch unter dem Christbaum. Säuberlich nach den Empfängern geordnet, in kleinen Häufchen – so war es Tradition.

Bis Silvester ließ man in der Bauern- und Weingärtnerfamilie irgendwo im Unterland die Geschenke des heiligen Christ unter dem festlich geschmückten Baum liegen. Und jetzt das, unbegreiflich – unvorstellbar!

Die schöne neue Bleyle-Weste für den Opa fehlte.

Anneliese, der Schwiegertochter, die das gute Stück eingekauft hatte, war es zuerst aufgefallen. Es war in der Nachkriegszeit, und für viele Reichsmark, gute Worte, sechs Flaschen Wein und einen Liter Schnaps schließlich hatte sich der Textilhändler endlich dazu herabgelassen, das gute Stück herauszurücken. Erstaunlich war, dass derselbe Mensch im Laufe des nächsten Jahres plötzlich das Lager voll hatte und nur noch gegen Geld verkaufte. Ab einem gewissen Zeitpunkt waren Naturalien bei ihm nicht mehr gefragt.

Der Zeitpunkt war der 20. Juni 1948, der Tag der Währungsreform. Ab da waren die Schaufenster auf wundersame Weise

voll und Wein, Schnaps, Rauchwaren und Lebensmittel bildeten nicht mehr das bisherige Schwungrad des Handels, der Tausch hatte ausgedient.
Wegen der Farbe allerdings war Anneliese nicht glücklich gewesen. Lachsfarben, eigentlich zu hell für einen alten Mann. Da aber der Opa zwar groß, dabei recht hager war, war das die einzige gut passende Weste gewesen. Notgedrungen hatte die junge Frau deshalb den Kauf getätigt.
Sie mochte den Opa, den Schwiegervater. Wenn er auch etwas eigen war, hatte er sie doch offen und ohne jeden Vorbehalt in die Familie aufgenommen. Auch ihm gefiel die fleißige, zupackende junge Frau und er billigte die Wahl seines Großen hundertprozentig.
Bei der Oma und den Schwestern war das schon etwas schwieriger. Bei einer Mutter ist ja immer ein gewisser Neid im Spiel. So etwa nach dem Motto: Ob die Erwählte es auch wert ist, ob die Mutter die seither das Sagen hatte, von nun an beim Sohn die zweite Geige spiele?
Bei den ledigen und den verheirateten Schwestern war dies schon besonders krass gewesen. Die Ehre, in eine bodenständige alte Familie einzuheiraten war das mindeste, was die junge Frau ihrer Meinung nach zu bedenken hatte.
Aber wie gesagt, der Opa mochte sie und sie konnte den alten Herrn gut leiden. Deshalb hatte sie auch lange gesucht und war hartnäckig am Ball geblieben, als es um ein schönes Weihnachtsgeschenk für ihn ging. Und nun war das gute Stück, die Zierde seines Geschenkstapels verschwunden. Weg, spurlos weg, wie

wenn der Erdboden das wärmende Textil verschluckt hätte. Anneliese war ratlos. Die ganze Familie hatte sie aufgescheucht. Ihr Mann Hubert hatte sogar die Haustüre und diverse Fenster kontrolliert, weil ja auch ein Diebstahl in Frage kommen könnte. Denn wo sonst konnte die Altherrenweste in lachsrot um alles in der Welt abgeblieben sein?
Auch die anderen Familienmitglieder wurden von den Irritationen von Bruder und Schwägerin, Sohn und Schwiegertochter angesteckt. Schränke wurden visitiert. Es könnte ja sein, irgendein aufräumiges Gemüt hatte das Geschenk entgegen der Gepflogenheit schon weggeräumt. Truhen wurden geöffnet und alle sonstigen Möglichkeiten, an denen ein Kleiderbügel mit Belegung aufgehängt werden konnte, überprüft. Vergebens! Sogar im Weinkeller, dem Viehstall, der Holzlege und im Hühnerhaus wurde nachgesehen. Es hätte ja sein können, Opa hätte das Prachtstück ausprobiert.
In jedem der Gebäudeteile wäre etwas aufzuräumen vorhanden gewesen. Als gut erzogener Ehemann wusste er dabei stets auf Sonntagskleidung zu achten. Nägel, das gute Stück aufzuhängen, wären überall vorhanden gewesen. Sonntagskleidung war früher alles was neu war. Werktagskleidung war abgelegter Sonntagsstaat. Heute unvorstellbar! Leider sind heutzutage viele Leute sonntags schlechter angezogen wie werktags. Sie latschen in Blue-Jeans und Schaftstiefeln durch die Gegend oder hängen in einem Jogging-Anzug faul daheim rum.
Sogar bei Strolch, dem Haus- und Hofhund, wurde in der Hütte nachgeschaut. An Heilig Abend durfte der treue Wächter, eine

Mischung zwischen Marktplatz und Friedhofstraße, sein Festmenue in der warmen Küche fressen. Womöglich hatte der den wollenen Gegenstand verschleppt. Aber auch in seiner Behausung im Hof war die Weste nicht zu finden. Die Familie war wie ein aufgescheuchter Hühnerhaufen. Ein Diebstahl, anders konnte das Verschwinden fast nicht eingeordnet werden, dazu am zweiten Feiertag – unvorstellbar.
Nur der Opa war wie immer die Ruhe selbst. Er hörte ziemlich schlecht und war auch gedanklich nicht mehr ganz voll auf der Höhe.
„A Weschda suachat ihr?", hatte er erstaunt gefragt, als selbst zu ihm die Aufregung und die Hektik der anderen Familienglieder durchgedrungen war.
„I hab kaane gseha", schüttelte er den Kopf über die Unruhe im Haus.
„Des hätt mi au gwundert, wenn du ebbes gmerkt hetsch", sagte Oma kiebig. Sie ärgerte sich über ihren Mann, der offensichtlich recht guter Dinge war und sich von den Sorgen und Umtrieben um ihn herum so überhaupt nicht berühren ließ.

Der Tag verrann, Stunde um Stunde. Die verschwundene Bleyle-Weste überlagerte den ganzen Feiertag. Die Gespräche kreisten gebetsmühlenartig um sie. Theorien ihres Verschwindens wurden erstellt und wieder verworfen. Ab und zu hatte jemand eine Idee, wo sie sein könnte. Dann sprang er auf, suchte und kam nach erfolgloser Nachschau niedergeschlagen wieder zurück.

Am Abend ging die Familie wie jedes Jahr zum Rosenkranz in die Pfarrkirche. Nur Anneliese und der Opa blieben zu Hause. Anneliese, weil sie im siebten Monat schwanger war. Der Opa war vom Rosenkranz suspendiert. Er war mit den Gedanken oftmals woanders und redete bisweilen laut mit sich. Dadurch hatte er schon die Pausen zwischen den Gebeten gestört und Oma hatte dies geärgert.
Er saß auf der Ofenbank und studierte das landwirtschaftliche Wochenblatt. Anneliese deckte den Tisch für das Abendbrot.
„Schee warm ist die lang Unterhosa, die wo i vom Hubert und von dir zum Chrischtkindle gschenkt kriegt hab", sagte er plötzlich und strahlte die Schwiegertochter an.
Die war erstaunt. Lange Unterhose von mir und Hubert, überlegte sie. Sie konnte sich an nichts erinnern. Ein schrecklicher Verdacht keimte in der jungen Frau auf. Der wird doch nicht, aber das geht ja gar nicht, verwarf sie den begonnenen Gedankengang postwendend wieder.
„I weiß net recht was du meinsch", sagte sie fragend.
„Weisch die rosa, mit de lange Baaner und denne viele Knepf,"
gab Opa Theodor bereitwillig Auskunft. Nun gab es früher ja nur weiße, allenfalls gräuliche Unterwäsche und viele Knöpfe hatte die schon gar nicht.
Der wird doch nicht mit den Beinen in die Ärmel gestiegen sein, ging es der jungen Frau durch den Sinn. Da musste sie Gewissheit haben. Aber sie konnte ja den Opa nicht einfach ausziehen.
„Passt se eigentlich", fragte sie deshalb einleitend.

„Um dr Bauch rum prima, bloss der Gummizug isch nix und die Baaner sen a wengale zu kurz. Aber warm isch se schee“, relativierte der alte Mann die Mängel gleich wieder.
„Des gibt sich beim erschta wascha“, sagte die Schwiegertochter gewitzt.
„Do werda die Füaß länger und an neia Gummi ziag i dir au ei“, versprach sie dem Greis.
„Eigentlich hab i die Hosa vorher wäscha wella, von neier Wäsch kriat mer manchmal so an Ausschlag, weisch.“
Der Opa nickte.
„Am beschta wär's, ziagsch se glei aus. I leg dir a andere lange Unterhos raus. Net dass an Ausschlag an d' Fieß kriegsch und 's beißt de.“
Das war auch dem Opa einleuchtend. Er wusste, dass Anneliese es immer gut mit ihm meinte.
Schon kurze Zeit später war das verschwundene Weihnachtsgeschenk, die als Unterhose benützte gestrickte Weste wieder da. Anneliese ließ das Kleidungsstück über Nacht lüften, wusch es heimlich, legte es schön zusammen und schob es in einen Schrank ohne den anderen etwas davon zu sagen. Sie wollte den Schwiegervater nicht der sicherlich entstehenden Heiterkeit und dem eventuellen Gespött aussetzen. Irgendwann wurde die Weste entdeckt und lange Zeit gerätselt, wie sie dorthin gekommen war. Sicher schob jeder dem anderen zumindest in Gedanken den schwarzen Peter zu.

Erst als der Opa gestorben war, deckte seine Schwiegertochter

das sorgsam gehütete Geheimnis auf. Es ist heute ein Glanzlicht der heiteren Art in der Großfamilie, in der die Geschichte im Kern so geschehen ist. Von Anneliese, der Schwiegertochter, die natürlich nicht so heißt, habe ich das Geschehen erfahren.
„Machen Sie was draus. Sie können das doch so gut", hat sie dazu gesagt. Natürlich habe ich dazu fabuliert, Details dazu erfunden und das Ganze so versteckt, dass kein Leser die wahre Identität der Beteiligten herauslesen kann.
Auf jeden Fall handelt es sich um eine sehr fleißige, bodenständige, ehrenwerte Familie. Zum Glück gibt es diese bei uns in einer erfreulichen Vielzahl. Also können auch hier keine Rückschlüsse gezogen werden.

Kommen Sie aber nicht auf die Idee, mich nach dem Namen zu fragen. Den erfahren sie von mir nicht. Es sei denn Anneliese gibt sich selbst zu erkennen. Das habe ich dann nicht zu vertreten. Auf jeden Fall hat mir die Entwicklung der Geschichte auf Papier einige frohe Stunden verschafft. Sich in eine Sache hineinzudenken, kann nämlich auch Freude bereiten.



Das entflogene Engelein

Wer ihn kennt, weiß von was ich hier schreibe. Er wird sich ihn sozusagen vor das geistige Auge stellen können, den Taufstein in der Weinsberger Johanneskirche. Er stammt aus dem Jahre 1637. Die erste Taufe in dem neuen Stein fand damals am 3.12.1637 statt.

Er ist eines der wenigen Ausstattungsstücke in der Weinsberger Kirche aus dem Barock. Eigentlich bin ich recht glücklich über diese Tatsache. Nicht, dass ich das Barock als Stilrichtung gering schätze. Ganz im Gegenteil. Ich liebe diese meist überladenen Formen, diese „Masse in Bewegung“.

Was ich weit weniger schätze ist die oft kopflose effekthascherische Umgestaltung von Bauwerken aus anderen Stil-Epochen ins Barock.

Wenn das gut gemacht ist, kein Problem! Ich denke hier an die Kirche in Wiesensteig oder besonders an das Münster St. Nikolaus auf der Groß-Comburg. Das barocke Kirchenschiff, das um die stehengelassenen drei romanischen Steintürme – Stein bis zum Schlusskreuz – herumgebaut worden ist, zeigt die Hand eines Könners. Der Baumeister war ein Mann, der trefflich uraltes mit neuem, modischem, aktuellem zu verbinden in der

Lage war. Aber wie gesagt, es gibt auch Beispiele in der anderen Richtung, Gebäude die auf Teufel komm raus innen barock aufgemotzt wurden. Es kommt mir manchmal so vor, wie wenn in einem VW-Golf die Innenausstattung eines Rolls-Royce eingebaut worden wäre.

Der Taufstein in Weinsberg stört mich gar nicht. Weder seine Form noch sein Aufstellungsort sind anstößig. Farblich passt er in seinem schlichten mittelbraun gut zu den Naturfarben des beim Bau verwendeten Sandsteins. Er sieht an und für sich aus wie ein überdimensionales Trinkgefäß, wie ein Römer. Das kelchartige Oberteil ist ausgehauen, vertieft. Das Wort Taufe kommt ja von vertiefen. Der runde Hohlraum im Oberteil diente in früheren Zeiten zum, als Form der Urtaufe üblichen, vollständigen Eintauchen des Täuflings in das Wasser. Das Eintiefen in das von der Erbsünde reinigende Element.
Als plastischen Schmuck sind an dem Sandsteinkörper an der oberen Rundung acht große, am Fuß oder Schaft unten vier kleine Engelsköpfe angebracht. Alle haben ein freundliches lachendes Gesicht, wie man es bei unbeschwerten übermütigen Kindern oft sehen kann. Zwei von den oberen, den von mir so genannten Grossie's haben kürzere Haare, die anderen sechse eine wahrhafte Haartolle, die bis in den zweiten umlaufenden Wulst der Oberkante reicht.
Vielleicht hat es eine Bedeutung, dass die Kurzhaarengel diejenigen mit Blick auf den vorderen Eingang sind. Sie sehen zuerst, wer durch die kleine Pforte das Gotteshaus betritt. Vielleicht

haben sie sich wegen der heute recht locker gewordenen Kleidungssitten in ihren barocken Ansichten und einer konservativ-kirchlichen Haltung die Haare gerauft, wer weiß! Die heiteren Engel sind übrigens Verwandte der Putten. Selbst der weitbekannte Honigschlecker in der Wallfahrtskirche Birnau am Bodensee ist ein entfernter Verwandter, ein „Geschwisterichkinds-Kind“ genau gesagt.

Neulich aber erlebte ich etwas Seltsames. Ich ging auf den Friedhof, um unser Familiengrab zu gießen. Es liegt im unteren Teil unseres Gottesackers. Ich betrat den Ruheort der Weinsberger deshalb durch die rechte untere Tür neben dem alten Geräteschuppen, der an die Mauer angebaut ist. In dieser Mauer aber, viele wissen das nicht, ist der Bogenstein des früheren Haupttores mit der Jahreszahl 1617 eingemauert. Also ein geschichtsträchtiger Ort. Außer der Jahreszahl trägt der Türsturz noch die Initialen des damaligen Heiligenpflegers und des Spitalmeisters.
Diese Information aber nur nebenbei. Im übrigen musste ich bei der Recherche um den Weinsberger Taufstein feststellen, dass das Datum der ersten Taufe im neuen Kirchenführer falsch angegeben ist. Es ist sicher ein Übertragungsfehler, weil in den alten Ausgaben das Datum stimmt.
Im Taufregister von 1637 wurde ich fündig. Dort ist vermerkt: „3. Dezember Kind Hans Wolfgang – Vatter M. = Magister Conrad Oesterlin Pfarrherr allhie – Muetter Sophia – Gevatter Herr Hans Peter Schott, Herr Hans Jörg Koch g. (Geistlicher) Ver-

walter = Kirchenpfleger."
Bescheiden hat der als Stifter des Taufsteins vermutete, aber fast als sicher anzunehmende Pfarrherr und Kindsvater im Register vermerkt:
„Das Erste so auf diesem Taufstein getauft worden."
Pfarrer Oesterlin starb in Weinsberg und wurde im Ostchor begraben. Die Rückseite seiner mit der Zeit sehr abgetretenen Grabplatte wurde für die Tauftafel vom Jahr 1947 verwendet. Geschmückt mit Taufsymbolen und der umlaufenden Schrift:
„Es sei denn dass jemand geboren werde aus Wasser und Geist so kann er nicht in das Reich Gottes kommen."
Der große Stein schmückt seit der Rückgestaltung der Kirche nach dem 2. Weltkrieg die Wand hinter dem aufgestellten Taufstein. Vorher war dort ein bauplastischer Schmuck, wie heute noch hinter unserer Kanzel in Form einer Ambo links des Triumphbogens. Wenn die Verantwortlichen damals den Zusammenhang um den Stifter des Taufsteins nicht kannten, dann ist dies für mich heute ein sehr bemerkenswerter, freundlicher Zufall. Die Grabplatte des Stifters weist auf den einstmaligen Stiftungsgegenstand hin und ist diesem zugeordnet. Alles kommt irgendwann irgendwie wieder zusammen – was zusammen gehört.
In diesem Zusammenhang kann ich noch etwas berichten. Bei der damaligen Renovierung und der damit verbundenen Wiederherstellung des mittelalterlichen Bauzustandes war auch ein Weinsberger Steinmetz beschäftigt. Während er im Hauptschiff bearbeitete Steine in die von den abgebrochenen zweistocki-

gen Emporen zurückgebliebenen Balkenlöcher einsetzte, hörte er ein Klopfen aus dem Ostchor. Ohne Zweifel waren es Hau-geräusche eines Steinmetzen. Neugierig welcher Kollege außer ihm hier zu Gange wäre, sah er dort nach.
Ein junger Mann bearbeitete eine große aufgebockte Platte, eben die Rückseite des Grabmals für Pfarrer Oesterlin. Sicher etwas pikiert fragte der Altmeister den jungen Kollegen, was er da fertige und stellte sich gleichzeitig vor.
„Ich haue die neue Taufplatte für das Hauptschiff", gab der junge Mann bereitwillig Auskunft. „Ich bin ein Meisterschüler von Prof. Lörcher", fügte er bedeutungsvoll hinzu und sah den Kollegen stolz an. Auf den hatte diese Aussage aber nicht die gehoffte Wirkung.
„Also, wenn der Stoi schreia kennt, so wie Sie den behaue, dann bräuchtet mir zwei garantiert Ohraschitzer", meinte der Altmeister lapidar. Der Meisterschüler habe nach seinem Empfinden überhaupt nicht beachtet, wie der zu bearbeitende Stein gewachsen sei.
So erläuterte mir der Steinmetz damals seine Aussage.

Nun aber zurück zu meinem damaligen Gang auf den Friedhof. Beim Verlassen des Weinsberger Gottesackers streifte mein Blick zufällig den alten Fachwerkschuppen an der unteren Mauer. Was war das?
Ich kniff meine Augen zusammen um besser zu sehen. Da war ja eines der kleinen Engelein vom Taufstein der Johanneskirche eingemauert. Ungläubig machte ich meine Augen mehrmals

auf und zu. Aber das kleine lachende Köpfchen blieb. Nicht mehr ganz so gut erhalten wie seine Geschwisterchen in der trockenen Johanneskirche.
Aber es war ohne Zweifel eines der von mir so genannten „Kleinchen" im Unterschied zu den „Grossies". In einem Riegelfach, an dem schon der Putz zu bröckeln angefangen hatte, war das lächelnde Gesichtchen, das Köpfchen ohne die Flügel, die ich von den Geschwisterchen kenne, eingemauert.
Ich war erstaunt! Wie nur war diese plastische Steinarbeit, deren Ähnlichkeit mit den Figuren oben in der Kirche eine frapante war, eben aus dieser heraus und auf den Friedhof gekommen? Ich musste der Sache auf den Grund gehen.
Zum Glück kenne ich mich etwas aus. Ich weiß um das Geheimnis der sogenannten stillen oder heiligen Nächte. Das sind die Abend- und Nachtstunden in den Tagen von Heilig Abend bis zum Erscheinungsfest, Heilig Drei König oder Ephanias, egal wie wir den letzten Feiertag der Weihnachtszeit nennen wollen. In diesen Nächten kann man mit Tieren und mit Menschen – oder Tierbildern aus Naturstein sprechen, man muss nur daran glauben und sich darauf einlassen.
Ich ließ mich darauf ein. Es war das erste Mal und ich hatte natürlich schon etwas Bammel wie sich ein solches Geschehen anließe. In der Dämmerung eines hereinbrechenden Abends zwischen den Jahren hatte ich ein Licht in der Laterne unseres Familiengrabes angezündet. Als ich wieder dem schweren eisernen Tor zuschritt war ich hin- und hergerissen. Sollte ich oder sollte ich nicht? Aber mein kleiner Engel lächelte mir so

aufmunternd zu, dass ich mir ein Herz fasste und vor das kleine Sandsteinköpfchen trat.
„Ich weiß, du willst mich etwas fragen, trau dich nur. Aber frag mich etwas leichtes. Ich bin ja nur ein Kinderengel. Für schwerere Fragen sind die Erwachsenenengel und für ganz schwere die Erzengel zuständig“, so sprach mich das Kleinchen mit heller, klarer, silberner Stimme an.
„Ich sehe dich schon eine ganze Weile und wundere mich, dass du hier an der Wand deinen Platz hast. Auf dem Taufstein oben in der alten Kirche sind auch Engel. Du siehst genau so aus wie sie“, sprach ich das steinerne Köpfchen an.
„Falsch“, lachte der kleine Torso „die sehen aus wie ich. Ich, ich war das Muster, das Modell, das Urbild. Nach mir wurden sie gemacht, nicht ich nach ihnen.“
Ich staunte. Das hatte ich nicht gedacht aber..., wie nur war dann das Urbild für die zwölf Engel am Taufstein ausgerechnet hierher auf den Friedhof gekommen?
„Frag ruhig weiter. Ihr Menschen seid doch immer so neugierig“, kicherte die Kleine. „Ihr seid alte Zweifler und glaubt immer nur was ihr auch seht und vieles kann man nicht sehen.“
Ich schwieg betroffen. Der kleine Engel hatte sicherlich recht. Andererseits, welcher erwachsene Mensch lässt sich solche Wahrheiten gerne von einem Kinderengel sagen. Kleinchen schien Gedanken lesen zu können.
„Nichts für Ungut“, besänftige es meinen leisen Groll.
„Schon recht“, sagte ich um gleich die Frage anzuhängen, mit der ich gedanklich umgegangen war.

„Mich interessiert, wie du als Urbild für die kleinen und großen Engel in der Kirche ausgerechnet hier herunter auf den Friedhof und an diese Wand gekommen bist."
„Das ist eine lange Geschichte. Ich will sie dir erzählen", sprach der kleine Engel lächelnd.
„Ich war ja sozusagen das Muster, das Vorbild, das Modell. Deshalb hat man mich als der Taufstein fertig war, nicht weggeworfen. Im Pfaffenloch, der kleinen Rekluse unter der Südkammer legte man mich in eine der Sandstein-Nischen, die früher als Aufbewahrungsort für die Heiligen Geräte dienten. Im Bauernkrieg hat man diese Gelasse ja aufgebrochen und seither sind keine Türen mehr dort.
Fast sechs Jahre lag ich da in Ruhe und Frieden. Ganz selten kam jemand zu mir herunter, meistens nur Pfarrer Oesterlin der den Taufstein einst gestiftet hatte. Aber eines Tages war es mit der Ruhe vorbei. Soldaten des französisch-weimarischen Heeres lagen sechs Wochen hier und sorgten, wie es in der Chronik steht, „für Unordnungen aller Art". Irgendwann hörte ich von Ferne Geschrei und Gezeter, das sich auf keinen Fall schwäbisch anhörte. Die kleine Tür oben wurde aufgerissen und schwere Tritte polterten die Steinstaffel herunter. Mit einer Fackel wurde in jeden Winkel geleuchtet. Auch mir wurde voll ins Gesicht mit dem heißen rußigen Holz gefackelt. Ich schloss die Augen, schließlich bin ich ein Kind und darf auch schreckhaft sein.
‚Merde', schrie einer. Ich weiß heute noch nicht, was das heißt. Dann wurde ich plötzlich aus meiner Lagerstatt gerissen und

auf den Boden geschleudert. Der Aufprall war so heftig, dass mir meine zwei Flügel abbrachen. Nur mein Kopf und zum Glück meine Frisur waren noch ganz, als Kinderengel darf ich eitel sein. Die großen Engel, die Erwachsenen dürfen das nicht.
‚Merde', rief nochmals einer von den Soldaten und stieß mich mit dem Fuß in eine Ecke. Ich weinte bittere Tränen, aber keiner hörte mich und keiner sah meinen Schmerz und meine Trauer. Wie lange ich auf dem Boden lag, weiß ich nicht, aber es müssen über fünf Jahre gewesen sein. Irgendwann kamen Menschen zu mir herunter in mein Gewölbe:
‚Gut, dass der schreckliche Krieg zu Ende ist. Jetzt können wir auch hier aufräumen', sagte ein alter Mann.
Mit einem Reisigbesen wurde zusammengekehrt und die Sandsteintrümmer warf man in eine Kiste.
Die bemerkten mich überhaupt nicht. Von hinten sieht man nicht wie schön ich bin und ich lag ja mit dem Gesicht auf dem Fussboden. Ich weiß nicht wie lange ich in der Holzkiste lag. Zehn Jahre, 20 Jahre, 50 Jahre, 100 Jahre oder mehr. Immer mehr Steinbrocken wurden auf mich geworfen, klotzige, klobige Rohlinge die fürchterlich schwer waren und drückten.
Irgendwann erwachte ich an einem Gerumpel und Geschaukel. Durch die Ritzen der Holzbretter aber strömte eine so gute Luft, wie ich sie schon lange nicht mehr geatmet hatte und plötzlich wurde die Kiste ausgekippt. Dabei aber kam ich auf die anderen Trümmer zu liegen. Obenauf lag ich und blinzelte in die Sonne, die ich seinerzeit nur in der Werkstatt des Steinmetzen gesehen hatte. Dann aber wurde ich aufgehoben.

‚Was haben wir denn da Schönes dabei', staunte ein junger Mann.
Ich errötete.
‚Schönes', da war ich damit gemeint. Der junge Mann war ein Verwandter des Steinmetzen, ein Berufsverwandter. Er war Maurer und damit beschäftigt, das Riegelfachwerk eines Anbaus an der Friedhofsmauer auszufüllen. Ich gefiel ihm so sehr, dass er mich so einmauerte, dass ich den ganzen Gottesacker beobachten kann. Beim Verputzen der anderen Steine arbeitete er sorgfältig um mich herum und wusch mir sogar am Schluss das Gesicht ab. Ich glaube er mochte mich. Oft kam er noch als alter Mann hier vorbei, um nach mir zu sehen. So wie du, seit du mich entdeckt hast."
Wir schwiegen beide eine ganze Weile.
„Ja, dann wissen deine Geschwister sicher gar nicht wo du jetzt bist, dass du noch lebst", fragte ich.
„I wo, wir sind immer in Verbindung. Wir verkehren über den Wind miteinander. Der weht hier und dort. Durch mich sind die oben in der Kirche wissende Engel geworden und sind den erwachsenen Engeln gleichgestellt. Jahrhunderte haben sie gerätselt was aus den Kindern geworden ist, die auf ihrem Stein getauft wurden. Viele sahen sie heranwachsen und älter, ja sogar alt werden. Sie sahen sie als Kinder in der Kinderstunde, nach dem Hauptgottesdienst, im Konfirmanden- Zuhörunterricht, bei der Konfirmation und anschließend in der Christenlehre. Manche sahen sie bei der Hochzeit und viele brachten eigene Kinder zur Taufe. Einige waren sogar bei der Taufe von Kindes-

kindern dabei. Aber plötzlich von einem Sonntag auf den anderen blieben sie aus. Ihre Familie aber kam eine ganze Weile in schwarzen Kleidern zum Gottesdienst.
Meine Taufsteingeschwister oben in der Kirche sahen manchmal Menschen in schwarzen Kästen aufgestellt. Meist waren es reiche Leute oder hohe Beamte und Offiziere, die man nach dem Gottesdienst in den Ostchor getragen hat. Was dort mit den Kästen geschehen ist, sahen sie nicht. Der Taufstein stand ja damals noch genau vor dem Altar und der verdeckte die Sicht. Sie hatten also in diesen Dingen keine Ahnung.
Dann aber wurde ich hier eingemauert mit Blick auf den ganzen Friedhof. Ich konnte sie über den Wind als Vermittler aufklären und ihnen sagen, dass die abgelegten Kleider der Menschen hier in den Boden eingesenkt werden. Auch viele die auf dem Stein mit meinen großen und kleinen Geschwistern getauft wurden, waren dabei.
Das ist also das sogenannte Leben der Menschen. Aus meiner Sicht vom Stein in der Kirche in die Erde des Friedhofs. Aber wie gesagt, in den schwarzen Kästen ist nur die Hülle der Menschen, das was sichtbar ist. Das Unsichtbare des Menschen aber, das was einen Menschen ausmacht, schwebt über den schwarzen Holzkisten. Es bleibt noch eine kurze Weile da und geht dann in eine andere Welt, die besser und schöner sein soll. Das weiß ich von einem Bruder des Windes, dem sogenannten Geist. Der weht wo er will und wo er mag."
Ich war über die Rede des kleinen Engel erstaunt. So habe ich alte Weisheiten, die wir zu glauben versuchen, noch nie gehört.

Das von einem Stein-Engel, den ich als „entflogen“ angesehen hatte. Kleinchen amüsierte sich über mein verdutztes Gesicht und schien obendrein Gedanken lesen zu können.
„Auch wenn du groß und erwachsen bist, bist du doch ein Dummkopf“, kicherte der kleine Kopf aus Stein.
„Entflogen, dass ich nicht lache. Du siehst doch, dass ich keine Flügel mehr habe. Wie hätte ich denn hierher fliegen können? Irgendwo sind hier auch meine Flügel eingemörtelt, aber ich brauche sie nicht. Ich habe hier so einen vorwitzigen Platz, von dem man alles sieht und noch viel mehr. Die alten Ziegel vom Dachvorsprung bieten mir Schutz vor Regen. Hitze und Kälte machen mir nichts aus. Übrigens ohne Flügel bin ich den Engeln hier auf Erden gleich. Die haben auch keine. Sie sind die Menschen, die gut zueinander sind und helfen. Die brauchen keine Flügel, nur ein gutes Herz und Mitgefühl.“
Nach diesen Worten schwieg der Kinderengel. Ich werde wohl die nächsten Heiligen Nächte abwarten müssen, wenn ich ihn noch etwas fragen will.

Zu einem Gespräch zwischen dem Engele und mir kann es nicht mehr kommen. Zwischen dem 5. und 6. November 2001 ist das Sandsteinköpfchen verschwunden.
Noch bei ihrem Engel-Suchgang durch das Städtle standen die Kinder der diesjährigen Kinderbibelwoche lachend am Samstag, den 3. November vor ihm und ließen sich fotografieren. Ich traute meinen Augen nicht, als ich mich beim Friedhofsgang am 6. November gewohnheitsmäßig „meinem Engele“

zuwandte. Nur noch ein Loch gähnte an dem mir in besonderer Weise vertrauten Ort.
Ein Kinderstreich? Wohl kaum, denn dafür ist das Loch zu tief. Da muss schon jemand mit Hammer und Meißel zu Gange gewesen sein. Meine Nachforschungen gingen alle ins Leere. Weder lag der Torso auf dem Boden, noch war er in dem Geräteschuppen abgelegt. Nachfragen bei Friedhofsaufsicht und bei Stadtbaumeister Colberg brachten kein Ergebnis.
Niemand weiß etwas – jeder war erschrocken, dass jetzt schon auf dem Friedhof solche Überbleibsel aus der Vergangenheit gestohlen werden.
Wo er auch jetzt ist, mein kleiner Torso, ich wünsche ihm einen ebenso vorwitzigen Platz wie seither auf dem Friedhof. So kann er die Menschen und ihr Leben weiterhin beobachten und seine Schlüsse daraus ziehen. So wird er auch durch seine bloße Anwesenheit seinen jetzigen „Besitzer“ stets daran erinnern, dass er ihm nicht gehört, sondern hier in Weinsberg einen leeren Platz, eine schmerzliche Lücke hinterlassen hat. Und das nicht nur bei mir, auch bei einigen anderen Menschen.



Unglaublich aber wahr!

Sie kennen doch sicher diese Redensart. Ihre Aussage, dass irgend etwas fast nicht zu glauben, vielleicht gar nicht zu glauben ist – aber trotzdem der Wahrheit entspricht, wurde mir letztes Weihnachten eindrucksvoll bestätigt. Wie meine Frau mache auch ich viele Besuche im Seniorenstift. Dies im Rahmen der ökumenischen Besuchsdienstgruppe. Dort bin ich aber mehr freischaffender Künstler. Ich habe keine feste Einzelperson, sondern besuche wen ich kenne, zu wem es mich gerade zieht. Auch bin ich auf keine feste Zeit fixiert. Ich mache meine Besuche nicht nach Wochentag und Stundenplan, sondern immer dann wenn ich Zeit und Lust habe. Auch die Dauer meines Aufenthalts ist variabel. Wenn der oder die zu Besuchende gerade einen anderen Gast hat, kein Problem, dann bin ich gleich weg. Nichts ist so anstrengend und nichts ist ärgerlicher für einen alten Menschen, als sich zwischen mehreren gleichzeitigen Besuchern verteilen zu müssen. Am Schlimmsten sei es, berichtete mir eine alte Dame, wenn sich die Vettern und Basen bei ihr treffen und sich dann den Familienklatsch erzählen.

„Dabei hen doch di mich bsucha wella“, ärgerte sie sich. Sie

sei dann nicht mehr die Hauptperson sondern nur noch Nebensache und die Hälfte von dem Gesprochenen verstehe sie sowieso nicht. Dies besonders deshalb, weil sie nicht in ihre Richtung reden und sie beim Sprechen auch nicht ansehen. Wie gesagt, im Falle eines anderen Besuches verschwinde ich auf der Stelle.

Aber auch wenn bei geistig noch mobilen Senioren der Fernseher läuft, dränge ich mich nicht mit ins Bild.
„Das Fernsehen ist mein beständigstes Fenster nach draußen", hat mir eine bettlägerige Dame gesagt. Es ist wirklich beständig, stets einsatzfähig, fast um die Uhr zu benützen und verkürzt lange einsame Stunden. Das meine ich ehrlich und würde deshalb als unständiger Besucher ein schlechtes Gewissen haben, irgend jemand um Zusammenhänge im Verständnis eines Berichtes, einer Familienserie, selbst einer sogenannten Seifenoper zu bringen. Im Falle eines laufenden Fernsehempfangs verabschiede ich mich nach der Frage, wie es denn gehe und ob ich was besorgen solle. Das ist sicher für beide Teile gut. Die besuchte Person wird nicht gezwungen mit den Augen nach mir zu sehen und mit den Ohren nach dem Gesprochenen im Fernsehen zu hören oder umgekehrt. Das ist ein lästiger Spagat, den ich auch selbst schon aushalten musste. Jedem halbwegs kritischen Menschen wird es schon so gegangen sein. Da kommt etwas Faszinierendes, Interessierendes oder für dich Wichtiges im Radio oder in der Glotze und dann kommt jemand und labert dir mit irgend einem Krampf oder gar einem ausgemach-

ten Schwachsinn die Ohren voll. Also auch hier kein Problem. Meine Stiftsbewohner wissen, ich bin nicht böse, habe Verständnis, bin auch nicht beleidigt – ich komme ein andermal wieder und das ist wichtig.

Auch in Punkto Dauer bin ich flexibel. Es kommt darauf an, wie gut die Bewohner drauf sind. Hat die besuchte Person Gesprächsbedarf, ein Mitteilungsbedürfnis oder ist an dem was ich gerade treibe interessiert, kann ich gut zugeben. Ist dies nicht der Fall versuche ich nicht krampfhaft ein Gespräch zum Laufen zu bringen oder am Laufen zu halten. Dies muss ja meist über Fragen geschehen und Ausfragen möchte ich meine Senioren nicht. Obwohl, ganz ohne Fragen kann kein Gespräch geführt werden. Bekomme ich aber einen Heimfrust übergestülpt für den ich ja nichts kann, den ich nicht ändern kann, meist nicht ändern soll, dann dauert meine Zeit nicht lange. Als Kotzkübel oder Müllkippe bin selbst ich mir zu schade. Dies besonders dann, wenn unterschwellig der Tenor – wir Armen hier drinnen, ihr Reichen dort draußen - nicht zu überhören ist. Ich habe da schon meine einschlägigen Erfahrungen gemacht, die mir jeder der in diesem Metier tätigen, bestätigen wird.

Nach dieser vielleicht unnötigen Einleitung wieder zur Sache. Eine alte Dame, die von meiner Frau schon lange besucht wird, gehört inzwischen auch zu meiner „Kundschaft“. Dies recht gerne, was ich zumindest von meiner Seite sagen kann. Ich denke aber auch sie hegt Sympathien für mich, obwohl ich ein

Mann bin. Mit Männern hat sie nie all zuviel am Hut gehabt. Ihre älteren männlichen Familienmitglieder, ob verwandt oder nur angeheiratet, bezeichnet sie stets als „Globen“. So bezeichnete man bei uns früher verwurzelte oder verastete Holzstücke, die selbst mit der Axt nicht mehr gespaltet werden konnten. Wir waren immer froh, wenn wir solche Globen – vielleicht auch Kloben, am Stück in das große Ofenloch unseres Kachelofens brachten und das Feuer das Problem löste. Allerdings ist der Heizwert eines solchen Stückes durchaus beachtlich.
Obwohl ich also zu der Gattung der Globen zähle, bin ich bei der alten Dame zunehmend mehr wohl gelitten. Meist liegt sie leichenblass im Bett, wird aber wenn sie mich im näher kommen erkennt recht munter. Ich kann Ihnen sogar genau sagen wie sie mich begrüßt:
„Ja, jetzt kann i gar nimme, Herr...“ Manchmal fällt ihr mein Name ein, manchmal muss ich sie sozusagen „drauflupfa“, ab und zu sage ich gleich wie ich heiße.
„Schee, dass Sie kommat. Wenn Sie net komma oder Ihr Fra, dät mir niamerds an Epfel scheela.“ Da ich nicht gerne nur rumsitze und rede schäle ich ihr jedesmal einen Apfel und schneide ihn in schmale Stücke. Das Unterteller mit den Apfelschnitzen stelle ich so, dass sie wenn ich gehe, zulangen kann. Solange ich da bin lässt sich das Amale gern füttern. Sie erzählt meist von ihrer Verwandtschaft. Da ich ein gutes Gedächtnis habe, kann ich ihr manchmal mit Namen aushelfen. Wenn sie mir beispielsweise erzählt, einer ihrer Neffen habe sie gestern besucht und ihr fällt dessen Name nicht ein, ist das kein Hals- und

Beinbruch. Es kann sich nur um Hans, Fred, Karl-Eugen oder zweimal Heinz handeln. Einer davon ist garantiert der Richtige. Im übrigen sind die Neffen keine Globen. Das sind oder waren deren Väter. Allerdings ist Karl-Eugen – weil geschieden – „a Lausbua". Einer der beiden Heinze ist „a Knorza" was die Vorstufe zum Glob ist. Über genau dessen große Tochter Heike ist Amalie empört:
„Schtella Sie sich emol vor, des Menschle hat scho an Freind."
Nebenbei gesagt, das Menschle – die Großnichte – ist 25 Jahre alt.

Am vierten Advent, der im Jahr 2000 gleichzeitig der Heilige Abend war, besuchte ich das Amale um ihr den gewohnten Apfel zu schneiden. Sicher hatte sie in den Tagen vor dem Fest mehr Besuch gehabt wie sonst. Vor Weihnachten bricht eben bei vielen Personen das sogenannte „Weihnachtsgewissen" aus. Dieses drängt, besser zwingt diese dann, koste es was es wolle, auf Biegen und Brechen, auf Teufel und komm raus, den lieben Verwandten und Bekannten Besuche abzustatten oder nichtssagende Postkarten zu schreiben, sozusagen seine Pflicht zu tun. Eine ganze Reihe Geschenke lag auf dem Tisch und die alte Dame stellte mir sozusagen an Hand der Geschenke deren Überbringer vor.

„Der Weihnachtsstern isch von der Frau Schmutzler. Wissa Se des isch die, wo neba unserem Hof wohnt."
Gut, der Weihnachtsstern wäre abgehakt. „Des Gückle mit Bretla

hat dr Heinz mitbracht, der vom Hof. Gott sei Dank isch er alloi komma und hat net sei laude Borscht mitbrocht. Sei große Dochder hat ja scho an Freind.“ Auch die Brötlestüte wäre eingeordnet.

„Des Weihnachtskaktusle, gucke Se no was des für schene Knepf hat, isch von dr Hildegard. Wissa Se, des isch di wo mit dem reicha Beck, dem Glob verheiert war. Die hat bloss Glick ghet, dass der so schnell gstorba isch.“ Also auch das Kaktusle mit den Knöpf war geklärt.

„Des Gesteckle mit dr Kerz isch vom Besuchsdienst, do wo au Ihr Fra dabei isch.“ Auch das war gebongt.

„Von wem stammt denn das schöne Säckle mit dem Nikolaus drauf?“, warf ich ein, denn das lag etwas außerhalb ihres Gesichtskreises.

„Des Säckle“, das Amale strahlte über das ganze Gesicht „hat die Sarah bracht mit ihrem Pferd.“

„Wer, mit was“, fragte ich verblüfft.

„Die Sarah, wissa Se die schee Blond mit ihrem Pferd“. Oh Amale, dachte ich teilnahmsvoll, fängt es jetzt bei dir auch an. Schon ein paar mal erlebte ich, wie alte Menschen in eine Demenz hineinrutschen, eine Sache aus der es kein zurück gibt. Trotzdem musste ich innerlich schmunzeln wenn ich mir vorstellte, dass die blonde Sarah, die ich nicht kannte, hoch zu Ross durch die Zimmertür geritten und unserer Amalie gütig wie St. Martin das kleine Säckle auf das Nachtischle gelegt hatte. Die Reiterin musste auf jeden Fall gut den Kopf eingezogen haben, um mit der Birne nicht gegen den Türstock zu rum-

sen. Wie sie dann in dem kleinen Zimmer nach der Gabenüberbringung ihren Mustang, ihren Schimmel oder Rappen, ihren Araber oder Trakehner, ihren Lippizaner, Haflinger oder welcher Rasse auch immer ihr Ross war, gewendet hat, konnte ich mir trotz reicher Fantasie ums Verrecken nicht vorstellen. Wäre mir nicht von einer blonden Sarah mit Pferd berichtet worden, hätte mir vielleicht meine Vorstellungskraft eine schwarzhaarige Amazone mit Pfeil und Bogen vorgegaukelt. Möglich wäre unter Umständen noch eine rothaarige Reiterin, die das Säckchen an der Lanzenspitze wie St. Georg der Drachentöter dem Amale im Bett dargereicht hätte.

Jedoch die alte Frau wirkte heute recht präsent. Sie suchte nach dem Namen des Hofes, wo die blonde Sarah ihr Ross untergestellt habe. Ich half nach Kräften, obwohl ich die Aussage von Amalie für einen ausgemachten Schwachsinn hielt.
Der Breitenauer Hof sei es behauptete sie stocksteif, als ich bei meiner Aufzählung bei diesem angelangt war. Von mir aus dachte ich etwas resigniert. Die alte Frau aber schwelgte indessen so in der Rückerinnerung an die blonde Sarah – des schene Mädle und ihr Pferd –, dass ich mich für meine innerlichen Zweifel und die Rückschlüsse samt meiner versteckten Heiterkeit fast schämte. Meiner Frau berichtete ich zu Hause über den Unsinn, den mir Frau Schwarz verzapft habe. Auch sie zuckte mit den Schultern und konnte sich keinen Reim auf das Hirngespinst machen.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag machten wir nach dem Mittagessen einen Spaziergang. Bei der Rückkehr in der Nähe des Stiftes fiel mir meine Amalie ein. Meine Frau war damit einverstanden, dass ich sie vor dem Kaffeetrinken kurz besuche und ihr den obligatorischen und beliebten Apfel richte. Sie hatte keinen Besuch und sah mir wie gewohnt in gespannter Erwartung entgegen. Nach dem üblichen Begrüßungsritual fing ich an den Apfel zu schälen. Es klopfte und eine zierliche schwarzhaarige Helferin kam um nachzusehen, ob alles in Ordnung wäre.

„Ach Sie sind das mit dem Apfel. Frau Schwarz erzählt mir immer von Ihnen." Sie blieb ein bisschen am Bett stehen und sagte plötzlich:

„Das Säckchen von der Sarah muss ich auch noch auspacken."

„Von wem ist das?", hakte ich neugierig nach. Bei dem Wort Sarah hatte es bei mir gefunkt.

„Eigentlich vom Haus. Aber überreicht hat es meine Kollegin, die Sarah. Wissen Sie die große Blonde mit dem Zopf."

„Stellen Sie sich vor", nahm ich diesen Faden auf, „Frau Schwarz hat mir gesagt, das habe die Sarah mit einem Pferd gebracht."

Ich prustete unterdrückt und redete recht leise, um die alte Frau nicht zu blamieren.

„Das stimmt", antwortete mir die Praktikantin.

„Wissen Sie, die Sarah hat ein Zwergpony". Sie zeigte mir mit der Hand die Höhe des Tieres an – also größer ist eine Zuchtsau auch nicht.

„Wir hatten das als Gag für unsere Bewohner gedacht und wollten zuerst die Geh- und mit dem Rollstuhl Fahrfähigen runter in die Eingangshalle holen. Nun kam die Sarah etwas früher und alle saßen noch beim Mittagessen in der Station. Mehr aus Spaß haben wir versucht, den kleinen Kerl in den Aufzug zu lotsen und wie ein Lämmchen ist das Pony seiner Besitzerin hinterher getrollt. Auch im Aufzug hat es sich nicht vermuckst. Ich hab' nur schnell einen Eimer geholt wegen eventueller Rossäpfeln." Sie lachte und freute sich jetzt noch königlich.
„Und weiter?", fragte ich gespannt.
„Sie hätten unsere Weiblein sehen sollen, die haben sich so sehr gefreut." Vor lauter Rührung vergoss das junge Mädchen jetzt noch Tränen.
„Jeder wollte das Tier streicheln und das ließ alles geduldig über sich ergehen. Die dementesten Menschen zeigten erstaunliche Regungen. Personen die das ganze Jahr über keine Mienen verziehen, zu denen sonst nichts rein gar nichts durchdringt, haben gelacht. Nicht nur dies, viele haben versucht den kleinen Gaul zu streicheln und der verhielt sich geradezu mustergültig. Er ließ sich von einem Tisch zum anderen, von einem Rollstuhl zum anderen führen und genoss seine Streicheleinheiten. Ich glaube man sollte in der Altenpflege mehr mit Tieren arbeiten."
„I hab's Ihne doch gsagt vorgestern", ließ sich das Amale vernehmen.
„Und ich hab's ihr nicht geglaubt", sagte ich schuldbewusst zu meiner Informantin und ließ sie einen Einblick in meine Ge-

dankenwelt tun. Ich erzählte ihr von meinen Überlegungen über die mir unbekannte Sarah mit dem mir ebenfalls unbekannten Pferd. Dass das eine Miniaturausgabe eines solchen war, konnte ich nicht ahnen. Das junge Mädchen hatte Humor. Sie wollte sich ausschütten vor Lachen, besonders über meine Gedanken in Richtung Mustang, Araber oder Lippizaner.
„Wissen Sie, der Sarah ihr Pony heißt Gartenzwerg, das sagt doch alles," quiekte sie vor Vergnügen.
Als sie gegangen war sagte das Amale zu mir:
„Sie hens aber gut kennt mit dr Ulrike. So hat die bei mir noch nia glacht. Aber des kommt sicher drvo, dass Sie a Mo send."
Gut dass sie nicht „Glob" gesagt hat oder „Knorza", denn mit einem solchen hätte die Ulrike sicher nicht so arg gelacht.

Bleibt mir nur am Schluss noch anzumerken, dass auch eine scheinbar unglaubliche Geschichte zutreffen kann. Hätte ich gleich nachgefragt, wie groß denn das Pferd der schönen Sarah wäre, hätten meine Schlussfolgerungen nach dem Geisteszustand des Amale keine Grundlage mehr gehabt. Mir wäre dann aber auch eine wahre Geschichte verloren gegangen. Gut war, dass Frau Schwarz meine Gedanken und die falsche Einordnung ihrer Worte in die Sparte Hirngespinste, Ammenmärchen, Volks- und Heldensagen nicht erfahren hat.
Unglaublich aber wahr – ist aber ein Spruch, der durchaus seine Berechtigung hat. Ich denke, ich habe mit dieser Geschichte den Beweis hierzu geliefert.

Zeitenwende

Zeitenwende ist ein oft überstrapaziertes, falsch zitiertes und selten in einem wirklichen und auch zutreffenden Zusammenhang verwendetes Wort. Lese ich beispielsweise in der Zeitung, dass Fritz Hasenfreund, der langjährige Präsident des Kleintierzuchtvereins, anlässlich seines endgültigen Abschieds als leitender Vereinsfunktionär von einer Zeitenwende spricht, muss ich deshalb schmunzeln. Je nach Sichtweise kann das zweierlei bedeuten, nämlich –
1. aus der Sicht des Scheidenden, dass mit seinem Weggang nach fast 40 Jahren das Vereinsschiff schlingern, nur noch mit Mühe vorwärts kommen, gar Schlagseite bekommen, volllaufen und absaufen könne –
2. aus der Sicht des Nachfolgers, dass jetzt alles besser werden, alle Trägheit, alle Verkrustung, aller Filz wegfallen werde, nachdem der alte Betonkopf endlich gegangen sei.
Auch in der Geschichte spricht man gerne von Zeitenwende, etwa nach dem Niedergang eines Herrschergeschlechts, nach einem Krieg, ab einer bestimmten Erfindung. Das Wort wird hier missbraucht um einzelne, eigentlich recht banale Geschehnisse wichtig zu machen, wichtig von dem, dem sie selbst wich-

tig sind. Dabei kann dessen Sichtweise oft recht subjektiv sein. Dabei gibt es eine Wende der Zeit im genauen Sprachsinn des Wortes überhaupt nicht. Die Zeit wendet sich nie. Sie fließt, sie geht weiter, sie verrinnt und liegt nicht in unseren Händen. Sie bleibt nicht stehen und gerade so wendet sie sich nicht. Sie kehrt nicht um! Was die Leute hier veredeln wollen sind Änderungen egal wo. Ob in Regierungsformen oder Regentenfamilien, ob in Kriegserklärungen oder Friedensschlüssen, ob bei Erfindungen, Entdeckungen oder ob des Beginns von besonderen Taten auf den verschiedensten Gebieten.

Der alte Spruch, die alte Weisheit trifft voll zu:

„Die Menschen sagen immer, die Zeiten würden schlimmer. Die Zeiten bleiben immer – die Menschen werden schlimmer."

Gut, nicht wahr? Leider nicht von mir.

Besonders zu der Jahreswende 1999/2000, dem sogenannten „Millennium", wurde der Begriff „Zeitenwende" planmäßig in die Diskussion gebracht, verwendet, ja vergewaltigt.

Doch nun zurück zur Sache. Der einzige Fall, für den ich den Titelbegriff akzeptiere, ist der Wechsel von der Jugend über die Lehr- und Berufsjahre zum Ruhestand und damit zum Alter.

Genau so ein Geschehen, das die Unterschiede von Jugend und damit Kraft und Alter und damit einhergehende Schwachheit, Ohnmacht und Einschränkungen aufzeigt, will ich nachstehend schildern:

Wenn man am Ort vom Doktor sprach, dann war weder der Allgemeinarzt Dr. Fritz Hudelmaier, ein alter Herr, noch sein junger Kollege, der Internist Dr. Klaus-Jürgen Scheele gemeint.

Das waren die Ärzte. Der Doktor war Dr. Hans-Joachim Steinbach, der frühere Chefingenieur und Direktor der großen Maschinenfabrik in der Kreisstadt. Er lebte hier am Ort in einem schönen Flachdachbungalow schon lange Jahre. Aus der Zeitung hatte man immer wieder von ihm gehört und das erfahren, was man wusste. Steinbachs waren eine sehr zurückhaltende Familie. Sie pflegten wenig Kontakte am Ort, obwohl der Doktor ein ausgesprochen freundlicher Mensch war. Er grüßte, gerne auch zuerst, aber der Respekt der Bewohner der mittelgroßen Ortschaft vor dem Multitalent war so groß, dass sich kaum einer traute den Gentleman anzusprechen. Wer es aus Unkenntnis oder mit viel Mut, fast schon Unverfrorenheit, trotzdem tat bekam eine freundliche, präzise aber knappe Antwort. Der Doktor hing ständig seinen Gedanken nach und dass die nicht gestört wurden war der Anlass für manches Patent, manche Verbesserung, welche die Maschinenbau AG weiter nach vorne brachten.
Frau Ingeborg, eine resolute Kölnerin, war aus ganz anderem Holz geschnitzt. Leider keinem besonders guten. Sie war meist übel gelaunt, schikanierte die Hausangestellten und hatte ein recht böses Maul. Aber, sie war eine tüchtige Frau, die ihrem Mann den Rücken frei hielt und für den Rahmen sorgte, den er brauchte und der ihm behagte.
Die einzige Tochter Antigone, der Vater war ein begeisterter Altgrieche, war ein recht gescheites Mädchen. Die Klugheit des Vaters und das gute Mundwerk der Mutter hatten sich vereinigt. Das Sprechorgan zum Glück ohne die Bösartigkeit und

Tücke, die wir von der Mutter kennen. Sie hatte Betriebswirtschaft studiert und sogar promoviert. Als Dr. oec. steht sie heute als kaufmännische Direktorin ihren Mann, besser ihre Frau. Schon über 10 Jahre ist es her, als Dr. Steinbach in den Ruhestand ging. Nochmals wurde er hoch geehrt, mit Orden und Auszeichnungen bedacht und sein Loblied laut gesungen. Presse, Funk und Fernsehen stimmten mit ein und das Ansehen des Pensionärs bei seinen Mitbürgern stieg ins Unermessliche.
Nach ca. 5 Jahren starb Frau Ingeborg und Dr. Steinbach war Witwer, aber kein lustiger Witwer. Sein Glück waren jetzt die langjährigen Hausangestellten, zu denen er stets den besseren Draht gehabt hatte. Dann aber griff das Schicksal hart nach dem freundlichen alten Herrn. Eine heimtückische Krankheit ergriff ihn plötzlich, ohne Vorwarnung sozusagen aus heiterem Himmel. Ein geistiger Vergreisungsprozess kam in Gang, der nicht umkehrbar war. Antigone Steinbach war entsetzt. Von ihrem fernen Arbeitsplatz aus organisierte sie das Leben ihres Vaters. Solange es irgend möglich war, wollte sie ihn in der ihm vertrauten Umgebung lassen, koste es was es wolle. Sie war von je her dem Vater mehr zugetan gewesen. Er hatte sie stets gefördert und mehr Verständnis in allen Dingen für sie gehabt als die Mutter mit ihrem stets übelgelaunten und zänkischen Wesen. Sie liebte ihren Vater in seinem hilflosen Zustand mehr denn je. Sie sorgte für zusätzliche Kräfte, denn Dr. Steinbach hatte nach wie vor einen großen Bewegungsdrang. Er, der stets weite Spaziergänge unternommen hatte, fand nicht mehr heim. Er konnte sich nicht mehr selbst beschäftigen und lief ziel- und

planlos im Haus herum, um bei nächster Gelegenheit fortzulaufen und sich zu verirren. Antigone Steinbach selbst verheiratet - sie hatte ihren Geburtsnamen behalten - konnte ihre gut dotierte und herausragende Stelle nicht aufgeben. Deshalb sorgte sie nicht nur für zusätzliches Pflegepersonal mit Aufsichtsfunktion, sondern auch für eine persönliche Gesellschafterin und Betreuerin für ihren Vater. Da die junge Dame die sie fand ausgesprochen hübsch war, ging bald im Ort das Gerücht herum, der Doktor habe sich eine Freundin zugelegt.
Frauen wetzten gerne ihre Zunge an der scheinbaren Tatsache. Männer jeden Alters aber bekamen Stilaugen, wenn sie des ungleichen Paares ansichtig wurden. Körperlich sah man dem stattlichen, charmanten, alten Herrn seine Gebrechen zum Glück nicht an. Eine damit einhergehende leichte Gehstörung sah man als Tribut des Alters. Wenn also der sehr bekannte Dr. Steinbach mit der aparten Schwarzen spazieren ging, war ihm und ihr die volle Aufmerksamkeit der Nachbarn und Mitbürger sicher. Vor allem die Tatsache, dass Monique den alten Herrn meist am Arm führte, gab allerhand Spekulationen reichlich Auftrieb. Dabei war das eine reine Vorsichtsmaßnahme. Der Doktor war einige Male übel gestürzt und hatte sich verletzt. Grund genug für die sich sorgende Tochter die Betreuerin entsprechend anzuweisen.
Nun aber hier eine Zäsur. Ich möchte ihnen jetzt die zweite Hauptperson unserer Geschichte vorstellen.
Richard Bühler, wurde im Ort gerne als der „Allerweltsbühler“ bezeichnet. Er war der nachgeborene Sohn eines Bauern, also nicht der Hoferbe. Es war klar, dass er einen Beruf erlernen

musste, weil für zwei eben kein Platz auf dem elterlichen Anwesen war. Genau das aber machte der 2. Weltkrieg zunichte. Im letzten Kriegsjahr kam der kaum 19-jährige mit dem Volkssturm an eine der Fronten schon mitten im Heimatland und geriet in Gefangenschaft. Erst Mitte der 50-er Jahre kehrte er aus Sibirien zurück, körperlich und seelisch ein gebrochener Mann. Langsam nur erholte er sich. Besonders als er bemerkte, dass er bei seinem Bruder mehr als unnützer Mitesser angesehen wurde, gab es für ihn kein Halten mehr. Er suchte Arbeit und war nicht schleckig dabei. Er brachte sich im Rahmen seiner sukzessiven zurückkehrenden Gesundheit ein, wo immer eine mithelfende Hand und ein mitdenkender Kopf gefragt waren. Bei den Versorgungsbetrieben für Gas und Wasser wurden Männer gesucht für Grab- und Ausschachtungsarbeiten, für ihn an und für sich eine zu schwere Arbeit. Er bewarb sich und fiel mit seiner gestochen schönen Schrift, präzisen Angaben und einem erstaunlich guten Stil auf. Man kannte ihn und sein Schicksal und da man gerade einen Schreibgehilfen in der Verwaltung suchte stellte man ihn dort ein.
Von da an aber ging es aufwärts. Der tüchtige und strebsame Mann diente sich im Gemeindeamt hoch und ging schließlich als Kassierer in Rente. Gerade mit Geld umzugehen, mit fremdem Geld dazu, war seine besondere Stärke. Umsichtig, peinlich genau, akkurat – Tugenden die heute nicht mehr so gefragt sind – verwaltete er – alles was ihm je anvertraut wurde. Solange er im Dienste der Gemeinde stand war die Kasse nur eine halbe Stelle. Sie wurde erst nach seinem Ausscheiden durch



verschiedene Tricks in einen vollen Arbeitsposten umgewandelt.

Es war so gar nicht seine Art sich anzupreisen, für sich zu reden, schon gar nicht den Vorgesetzten in den Hintern zu kriechen. Deshalb hatte er das Familieneinkommen, sein Sohn studierte Informatik, auf mehrere Standbeine verteilen müssen. Da im aufstrebenden Nachkriegsdeutschland solche Jobs nicht ge-

fragt waren, übernahm er das Ablesen von Gas, Wasser und Strom und kam so in die Häuser. Dadurch wurde er eine allseits bekannte und geschätzte Ortspersönlichkeit.
Bei allen Vereinen und Verbänden denen er angehörte war es fast zwangsläufig, den bescheidenen Mann mit der Kasse zu betrauen. Während er bisweilen als Kassier bezeichnet wurde, hieß das unter Umständen wo anders großspurig Schatzmeister, aber niemand beneidete ihn ob des ungeliebten Ehrenamtes. Man schätzte den tüchtigen und fleißigen Menschen am Ort, aber mehr war auch nicht. Er zählte nicht zu den Reichen, schon gar nicht zu den Einflussreichen und in den besonderen Kreisen derer, die sich für etwas Besseres halten, war der bescheidene Mann auch nicht zu finden. Es war ihm auch egal wer mit wem kungelte und das Niveau seiner Freunde war gering, meist waren es alte, kranke, behinderte oder einfältige Personen, die ihn für diverse Dienste brauchten.
Den Doktor kannte er selbstverständlich, er war ja früher oft ins Haus gekommen und da dies stets nach Feierabend war, traf er auch den Hausherrn an. Die Bekanntschaft oder das gegenseitige Verhältnis war aber genau von der Art wie zu allen anderen Mitbürgern auch. Seit er in Rente gegangen war hatte er Dr. Steinbach zwei bis dreimal getroffen und gegrüßt. Mehr Kontakte hatte es nicht gegeben. Genau dieses aber sollte sich ändern, ist heute ein Rätsel für viele Mitbewohner und bietet reichlich Stoff für Gespräche und Spekulationen. Es war wirklich simpel einfach gewesen, nur wusste ja niemand von der Alzheimer-Krankheit von Dr. Hans-Joachim Steinbach.

Wieder einmal war es diesem gelungen unbemerkt das Grundstück zu verlassen. Wo er hin wollte, wusste der alte Herr selbst nicht und den Weg zurück auch nicht. Er wanderte scheinbar zielstrebig des Wegs daher und hatte wirklich keine Ahnung wohin und woher. Scheinbar war dies auch durch sein nachlassendes Denkvermögen gekommen und sicher war er deshalb recht unglücklich, zumindest stark beunruhigt.
Da aber stand Richard Bühler auf der anderen Straßenseite und unterhielt sich mit einem Bekannten.
„Ach, den kenne ich doch“, wird vielleicht der Doktor erleichtert gedacht haben. Auf jeden Fall überquerte er die Straße und kam mit strahlendem Gesicht und freudig erhobenen Händen auf den überraschten „Gemeinderechner in Ruhe“ zu.
„Hallo, mein Bester. Schön, dass ich Sie treffe. Wie steht das werte Befinden?“
Der alte Herr beherrscht heute noch den eigentlich unverbindlichen „small talk“ der „High Society“.
Richard Bühler sah überrascht auf. Ohne Zweifel, die Rede galt ihm. Die Herren schüttelten sich kräftig die Hand, Bühlers Gesprächspartner merkte bald, dass er hier fehl am Platze war. Ihm hatte die Ortsgröße, diese graue Eminenz aus dem Wirtschaftsbereich, nur das übliche distanzierte Lächeln für Untergebene und Fremde geschenkt. Ganz anders aber bei Bühler. Die beiden Herren, plötzlich war auch der Gemeinderechner ein solcher, unterhielten sich scheinbar freundschaftlich.
Dr. Steinbach legte ihm vertraulich die Rechte auf die Schulter und nahm ihn in Beschlag.

„Dia missat sich besser kenna als mir wissat“, machte sich Bühlers Bekannter nachher im Ochsen wichtig. Man hatte das Geschehen durchs Fenster gesehen und war neugierig.
Richard Bühler aber, durch jahrzehntelange Tätigkeit in der Öffentlichkeit geschult, merkte bald, dass mit dem Doktor etwas nicht stimmen konnte. Er begleitete den alten Herrn.
„Ich hab den gleichen Weg wie Sie,“ hatte er gesagt und in scheinbar vertraulichem Gespräch schritten die Beiden weiter. Der Doktor war so etwas von erleichtert als er wieder in seinen vier Wänden war. Höchstens das Personal war noch erleichterter als der schmerzlich vermisste Chef wohlbehalten abgeliefert wurde. Der reizenden jungen Betreuerin war natürlich aufgefallen, wie freudig erregt ihr der alte Herr von dem „freundlichen Zufall“ berichtete, Herrn Bühler im Ort getroffen zu haben. Sogar richtig einordnen in seine frühere Tätigkeit konnte er ihn. Dass er dazu noch seinen Namen wusste, war mehr als nur erstaunlich. Auch seiner Antigone berichtete der Vater von dem freudigen Ereignis des Zusammentreffens mit einem langjährigen guten Bekannten. Man hätte meinen können, es handele sich zumindest um den Vorstandsvorsitzenden oder den Generaldirektor der Maschinenbau AG.
Da die junge Frau Steinbach ein recht cleveres Mädchen ist, so bezeichnet sie der alte Herr hin und wieder, war sie nicht nur hellhörig geworden. Da gab es einen Menschen der auf Vater einen solch starken Reiz ausüben konnte.
Nur noch besondere Dinge, große Reize, werden zu ihrem Vater durchdringen, hatte einer der Spezialisten gesagt, die sie

mit und wegen dem Vater konsultiert hatte.
Da aber lag am Ort ein ebensolcher Reizauslöser sozusagen brach. Sie wäre nicht eines klugen Vaters Tochter gewesen, wenn sie es dabei gelassen hätte. Noch am gleichen Abend, kaum hatte der über das glückliche Ende seiner Odysee heilfrohe alte Herr den Hörer aufgelegt, nahm sie Kontakt zu dem plötzlich aufgetauchten „Freund" auf. Als solchen aus alten Tagen hatte ihn der Doktor am Telefon bezeichnet.
Bühler war schon etwas überrascht, als die ihm unbekannte Tochter anrief.
Auch er staunte und konnte sich gar nicht recht vorstellen, dass ausgerechnet er so belebend, so positiv, so geisterfrischend, auf den einstigen Wirtschaftsführer gewirkt habe. Ihm schenkte die Tochter reinen Wein ein und erzählte von der schweren Krankheit, die ihren Vater mit der Zeit geistig zum Krüppel werden lasse.
Der Gemeinderechner war entsetzt, hatte aber schon an eine solche Krankheit gedacht. Die etwas wirren Reden von Dr. Steinbach hatten ihm zu denken gegeben. Am liebsten hätte Frau Dr. Steinbach den Pensionär als dauernden Begleiter oder Betreuer ihres Vaters eingestellt. Geld spielte keine Rolle und das Wohl ihres Vaters lag der Tochter am Herzen. Aber zu groß waren die Verpflichtungen des allzeit rührigen Mannes, auch hatte er Haus- und Grundbesitz zu versorgen. Zudem war er in das örtliche Netz kirchlich und sozial eingebunden und konnte sich nicht so einfach daraus verabschieden.
Aber, wenn Not am Mann ist, wenn eine der Betreuungskräfte

ausfällt, darf er angefragt werden und hilft, wenn immer es ihm möglich ist. Wenn es geht verschiebt Richard Bühler sogar eigene Termine deswegen.
„Der Mensch geht vor", ist eine seiner Devisen. Wenn er dann wegen der Sturzgefahr immer gut auf Tuchfühlung mit dem Doktor in scheinbar sehr vertrautem Gespräch spazieren geht, ist ihm die besondere Aufmerksamkeit der anderen Ortsbewohnen sicher. Die Krankheit von Dr. Steinbach ist natürlich langsam durchgesickert. Sie ist auch optisch nicht mehr zu verbergen. Von Herrn Bühler aber ist über den alten Herrn nichts zu erfahren.
„Kein Kommentar" ist das einzige, was man je auf gezielte und recht neugierige Fragen von ihm zu hören bekam. Auch dadurch ist sein Nimbus, der Freund, gar der Intimus eines mächtigen und angesehen Mannes zu sein, noch gewachsen. Die Unterhaltungen wären für fremde Ohren wirr, ohne Sinn, ohne Inhalt, zwecklos – wertlos und zu einem Teil sind sie das sicher. Die Herren unterhalten sich gut, aber ein Wert liegt ihrer Kommunikation nicht bei – oder doch?
Der Doktor ist glücklich dem ihm so sympathischen „Freund" erzählen zu können. Richard Bühler aber dankt Gott jeden Tag für seinen Verstand. Er lässt die Reden seines Partners so stehen. Er hinterfragt unmögliches nicht, zweifelt phantastisches nicht an – vor allem verfällt er nicht in das Übel offensichtlich Unrichtiges richtig zu stellen, zurechtzurücken und Widersprüche aufzuzeigen.
In alten Sachen kann er inzwischen gut mitreden. Er kennt die

Namen der verschiedenen Manager in der Maschinenbau AG. Er weiß die Adressen wo der Doktor in München, Wien und Zürich gewohnt hat. Auch kennt er Tochter, Schwiegersohn und Freunde, soweit diese noch die Freundschaft pflegen. Sie wissen doch „Freunde in der Not..."

War Bühler am Ort seither geachtet ohne beliebt zu sein, man brauchte ihn und setzte ihn ein, so ist er jetzt hochgeachtet, ein gefragter Mann, so sehr geachtet sogar, dass man sich nicht recht an ihn traut. Gruppen und Cliquen die ihm früher nicht offen gewesen wären, nähmen ihn heute mit offenen Armen auf. Aber es war früher nicht, muss deshalb heute auch nicht sein.

Wie schon gesagt, sein gutes Gedächtnis hilft ihm mit, die Gespräche nicht ins völlig Sinnlose abgleiten zu lassen. Über alte Sachen aus seines Gesprächspartners Kindheit, Jugend, Studien- und Militärzeit weiß er fast besser Bescheid, als der geistig immer weniger werdende alte Herr. Immer, wenn diesem der Faden ausgeht, kann er mit einem Stichwort weiter helfen oder Dr. Steinbach auf eine andere Fährte locken.

„War das, bevor sie in die Hindenburg-Allee gezogen sind?"

„Sie haben doch damals als Assistent bei Prof. Steinbeiss gearbeitet."

„Die Luftwaffe war schon immer eine Elitetruppe",

sind Sätze die das Herz des alten Herrn höher schlagen lassen. Da ist einer der sich auskennt, der etwas weiß, mit dem man gemeinsame Erinnerungen hat. Dass das auf keinen gemeinsamen Erlebnissen beruhen konnte, merkt Dr. Steinbach nicht.

Wenn er zum Beispiel fragt:
„Waren Sie damals dabei, als es zwischen Zuckschwert und Bay den Eklat gab in der Vorstandssitzung“, dann war Bühler selbstverständlich dabei und weiß Bescheid.
Bei der Frage:
„Wie hieß doch unser Regimentskommandeur seinerzeit in Delft“, kann er mit dem Namen dienen, aushelfen, wie immer Sie das heißen wollen.
Manchmal schwelgen beide in Erinnerungen, die nur der Doktor, aber niemals der Gemeinderechner a.D. haben kann. Halten Sie das für unverantwortlich? Ich denke es gibt dem alten Herrn helle Lichter der Erinnerung, macht ihn in alten Sachen noch kompetent und erhält ihm für eine gewisse Zeit noch seine Menschenwürde.
Ein großes Wort – aber urteilen Sie selbst. Um noch einmal auf den Titel zu kommen, den ich dieser Geschichte gegeben habe: Die Krankheit des einflussreichen und hochgebildeten Mannes war für ihn wirklich eine „Zeitenwende“.
Gut, dass er wenig davon merkt, dank Bühler. Auch für diesen war der Eintritt in den Ruhestand – das Rentenalter eine Zeitenwende. Sie lässt ihn Dinge tun, die ihm vorher fremd waren und anderes vertiefen, was in aktiven Zeiten eben nur so nebenbei, oft mehr schlecht als recht, hingeschlampert werden musste.
Auch seine Zeit hat sich gewendet, nicht durch Krankheit – Gott sei Lob und Dank – nein, durch das Alter.
Was bleibt mir am Ende. Allen Steinbachs wünsche ich einen

Bühler und allen Bühlern, dass sie nicht an den Steinbachs vorbeigehen.
Dann, ja dann wäre die Welt um ein wenig reicher – ein klein wenig.


KARL WINTER
×1900 †1969
HADE

Licht ist Wärme – Wärme aber ist Leben

Eine Parabel,
Herrn Pfarrer Stegmann zum Abschied
gewidmet.

Pieps war ein kleiner Vogel. Fragen Sie mich nicht welcher Gattung, Art, Rasse oder wie immer das in Vogelkreisen heißt, er angehörte. Pieps war ein Spätgeborener. Die Gnade der späten Geburt, irgendwoher kenne ich diesen Spruch, war für ihn lebensbedrohlich. Irgendwie war sein Ei in eine Vertiefung im Nestboden gerutscht. Seine Mutter brütete zwar seine ihm unbekannten Geschwister aus, aber für sein Ei reichte eben die Wärme nicht. Als die anderen geschlüpft waren, hatte sie mit Vater genug zu tun, um die vielen hungrigen Mäuler satt zu machen. Deshalb war sie recht wenig im Nest. Die Zeit verging. Die Jungen wurden flügge und verließen Vater und Mutter.

Auf einen verregneten Sommer folgte ein herrlicher und warmer Herbst. Genau diese Wärme aber schaffte Leben in dem vergessenen Ei. Die Mutter glaubte ihren Ohren nicht trauen zu dürfen, als es plötzlich unter ihr piepste.

Pieps hatte sogleich seinen Namen weg. Die Eltern brauchten nicht erst lange zu überlegen. Nun ist aber vom Herbst bis in den Winter nur eine, auch in der Vogelwelt, kurze Zeitspanne. Die Eltern bemühten sich das Nesthäkchen, hier wirklich im Sinne des Wortes zu verstehen, zu einem lebensfähigen Vogeljungen zu erziehen. Sie fütterten ihn nach Kräften, was ja bei einem Einzelkind besser zu bewerkstelligen ist, als wenn eine ganze offene Vogelhalsparade auf so ein geplagtes Elternpaar wartet. Auch brachten sie Pieps die ganze Palette vogeliger Verhaltensmuster und Überlebensstrategien bei. Sie warnten das Vogelkind vor den großen Greifvögeln genauso wie vor Iltis und Katze.

Vor etwas aber hatten sie nicht gewarnt – vor dem Wind. So geschah es, dass einer der ersten Herbststürme Pieps nicht nur vom Nestrand warf wo er ahnungslos gesessen hatte. Nein, weit schlimmer. Er wehte den kleinen Vogel einfach fort. Fort von den heimatlichen Gefilden, weg von Vater und Mutter und dem ganzen vertrauten Umfeld. Dabei hätte der kleine Kerl noch so dringend des väterlichen Rates und der mütterlichen Wärme und Fürsorge bedurft. Dummerweise hatte er sich in dem Luftzug auch noch groß gemacht, sich aufgeplustert. An einem großen Baum verfing er sich und wartete ergeben das Ende der Katastrophe, für ihn war es eine, ab.
Als die heftigen Luftbewegungen nachließen, erkundete er das Gelände. Lauter kleine, mit Steinplatten eingefasste Blumenbeete waren auf einem großen, mit einer alten Mauer eingefrie-

deten Gelände. Auf jedem der Beete aber stand ein Fels, zumindest aber ein Holzkreuz mit einer gehauenen, gemalten oder mit eisernen Lettern angebrachten Inschrift.
Bald wusste Pieps, dass der Ort Friedhof hieß. Er hörte immer wieder die Frage „so, au auf dem Friedhof?“, oder „hent Se heut au Friedhofsgeschäfte?“ und als kluges Kerlchen war für ihn der Fall klar.
Für Seinesgleichen war der Platz nicht die schlechteste Adresse. Genau zu der Zeit kamen viele Menschen und harkten in den Beeten herum. Der Tisch mit kleinen Käfern, Würmchen und anderen Leckerbissen war reich gedeckt. Pieps brauchte nur nachzuschauen wo unten gerade gearbeitet wurde und der Tag war gerettet. Wenn ab und zu eine Grube ausgehoben wurde, gab es ein besonderes Festessen. Engerlinge, Raupen und Regenwürmer so groß, dass der kleine Kerl alle Kräfte brauchte, bis er so einen langen Lulatsch verspeist hatte. Schade, dass die großen Löcher immer wieder so schnell zugeschaufelt wurden. Kaum war da so ein Holzkasten hineingestellt, wurde auch das ganze Loch wieder verfüllt. Zum Glück, und das war wenigstens ein kleiner Vogeltrost, deckte man den Erdhaufen mit Blumen zu. Ganze runde Räder mit herrlichen Blüten wurden zusätzlich aufgestellt. Da konnte man ohne Angst vor Leopold dem Friedhofskater das Kleinzeug und den Samen von Blumen und grünem Gezweig und Gesträuch picken.
Oft waren viele Leute dabei, wenn wieder so ein Kasten versteckt wurde. Aus runden, goldglänzenden Öffnungen kamen klagende Laute und ein Mann, manchmal auch eine Frau, spra-

chen vor dem offenen Loch.
Neugierig, wie alle in seinem Alter, saß Pieps stets dort wo es etwas zu sehen oder zu hören gab. Einen Satz aber hatte sich der Vogeljunge besonders gemerkt:
„Licht ist Wärme und Wärme ist Leben“, hatte ein Mann in langem schwarzem Kleid mit kleinen weißen Propellerchen gesagt. Wärme – hatte Pieps gehört und das war etwas wichtiges für ihn. Vielleicht war hier die verzögerte Geburt infolge fehlender Wärme mitschuld. Der kleine Vogel war nämlich das, was man bei den großen Zweibeinern „verfroren“ nennt. Scheinte die Sonne, dann hatte er kaum Durst oder Hunger. Er setzte sich mitten ins Licht und ließ die warmen Strahlen so richtig aufs Gefieder brennen. Essen und trinken konnte er im Morgengrauen oder in der Abenddämmerung.
Aber die Sonne machte sich immer rarer. So sehr Pieps nach dem Himmel blickte, sie zeigte sich immer seltener. Wenn sie aber zu sehen war spürte man kaum noch etwas von ihren hellen Strahlen. Sie erwärmten die Luft nicht mehr und das bisschen, was noch zu spüren war, nahm der Wind mit. Der kleine Vogel hatte zwar gemerkt, dass es Ecken und Winkel gab in die der Wind nicht kam, aber dort schien meistens auch die Sonne nicht hin. Auf jeden Fall waren auch diese Sonderplätze nichts auf Dauer.

Auf einmal wurde es kalt. Pieps kannte die Kälte nur vom Hörensagen. Es sei das Gegenteil von Wärme, hatte ihm einmal ein älterer Vogelfreund gesagt. Er hatte sich nichts darunter

vorstellen können. Er meinte, das sei ungefähr so wie nachts, wenn die Sonne nicht scheine und nur der Mond sein kaltes Silberlicht verbreite. Plötzlich wurde ihm bewusst, warum so viele Vogelväter so viel Zeit zum Ausbau und zur Auspolsterung ihres Familiennestes verwendeten. Bei ihm zog es aus allen Ecken und Winkeln. Er hatte nicht abgedichtet, weil er den Sonnenstrahlen nicht den Weg versperren wollte. Dieser Leichtsinn sollte sich jetzt rächen. Pieps fror wie ein Schneider. Da erinnerte er sich an das, was der Mann im schwarzen Frauenrock damals gesagt hatte. „Licht ist Wärme – Wärme aber ist Leben."

Unten, in vielen der Blumenbeete, die jetzt mit grünem Tannenreisig abgedeckt waren, hatten Menschen Lampen aufgestellt. Abends sah das von oben recht prächtig aus. Große und kleine, rote und gelbe Lampen. Solche die nur ein bis zweimal mit großen Leuchtbehältern in Betrieb genommen wurden, besonders hell strahlten und prächtig wirkten. Aber auch kleine und recht unscheinbare Lichter, deren Leuchtkörper man fast jeden Tag erneuern musste. Pieps ließ sich von den großen Lampen blenden. Er flog nach unten und landete auf dem Metalldach eines besonders hell scheinenden Lichtes. Ach hätte er dies doch nicht getan. Sein Landeplatz war so heiß, dass er sich nicht nur seine Vogelbeine verbrannte sondern auch noch sein Brustgefieder versengte. Schmerzlich piepsend flog er zu einer Pfütze, um seine brennenden Wunden zu kühlen.
Glücklicherweise fand er am nächsten Tag ein verlassenes Nest,

in dem er sich wohnlich einrichtete. Leider war es von einem größeren Vogel gebaut worden und oben recht weit offen. Bei Regen wurde er nass und bei Schnee war es besonders schlimm. Schnee, wie hatte er sich gefreut, und war den tanzenden Flokken hinterher geflogen um sie zu piksen. Aber so ein ganzes Nest davon voll, schrecklich!

Der kleine Vogeljunge wusste nicht mehr, wie er überleben konnte, das Nest voll von kaltem weißen Schnee. Wenigstens unter einem etwas umgeknickten Rand konnte er sitzen, aber er fror schrecklich. Um nicht zu erfrieren flog er plan- und ziellos über sein Gelände. Er wurde etwas warm dabei, aber auch müde. Das reine Weiß des Schnees blendete ihn und gegen jede Vernunft, trotz gehabter schlechter Erfahrung, landete er auf dem Metalldach einer kleinen brennenden Lampe. Erschrokken über diesen Fehler wollte er sogleich wieder durchstarten, blieb aber verwundert stehen. Sein Landeplatz war so mollig warm, wie das Gefieder der Mutter, in das er sich früher so gerne gekuschelt hatte. Er setzte sich noch etwas misstrauisch hin und tastete vorsichtig mit dem sehr sensiblen Schnabel den ganzen Deckel ab. Kein bisschen Schnee, keine Nässe, überall schöne angenehme Wärme. Er streckte die Vogelbeine von sich, plusterte sich auf und ließ sich so richtig wohlig wärmen.
Er spürte jetzt am eigenen Körper, dass der Satz „Licht ist Wärme – Wärme aber ist Leben“ zutreffend war. Er hatte aber auch selbst erlebt, dass zuviel Licht und zuviel Wärme schädlich, ja sogar lebensbedrohend wirken können. Also nicht der

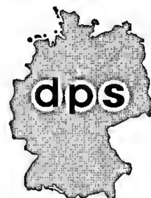
große Flammenwerfer, die Prunk- und Protzflamme ist das lebensspendende oder lebenserhaltende Element. Das ist wie ein Strohfeuer. Es brennt schnell, hoch, hell und ohne Glut zu hinterlassen. Es ist ein Fanal, eine Demonstration ohne Nachwirkung. Es verlöscht rasch und große Spuren bleiben nicht zurück.
Das kleine Licht, das oftmals erneuert werden muss, ist kaum ein Flammenzeichen. Es brennt wenig, gibt nicht so hell, ist also auch nicht so weit zu sehen – aber es tut gut. Es wärmt gerade soviel, wie man zum Leben braucht. Aber durch die Erneuerung wirkt es über den Tag oder Festtag hinaus. Auch wenn die kleine Flamme ab und zu etwas rauchte oder rußte, sie spendete lebenswichtige Wärme und machte es Pieps möglich, einen ersten schrecklich kalten Winter zu überleben.

Von seinen Erfahrungen, er ist jetzt bereits ein vielfacher und stolzer Vogelvater, profitieren ganze Generation von Vogelkindern. Auch wie in der Vogelwelt ist es so, dass Praktiker, also Personen, die etwas erlebt, irgendeine schwierige Situation gut überstanden und damit Erfahrungen gesammelt haben, mehr für die Volksbildung einbringen können, als alle Theoretiker. Wenn er aber hin und wieder von seinem Hochsitz die Menschen unten beobachtet, überlegt sich Pieps, ob denen der Unterschied zwischen dem großen Licht, das an wenigen Tagen brennt und der kleinen Flamme, die immer wieder erneuert und die leben lässt, wohl bekannt ist?

Klaus Heiland und Dr´Pfiff bedanken sich bei den nachgenannten Sponsoren, durch deren freundliche Unterstützung dieses Buch in dieser Art und Weise entstehen konnte.

Klaus Heiland und Dr´Pfiff bedanken sich bei den nachgenannten Sponsoren, durch deren freundliche Unterstützung dieses Buch in dieser Art und Weise entstehen konnte.

Restaurant
Stiftstube Weinsberg
Beim Wachturm 1-5
74189 Weinsberg · Tel. 07134/991-0



Deutscher Presse-Service
– Gruppenreisen –
Schlesienstraße 19
74189 Weinsberg
Tel. 07134/8220

HERREN-GALERIE
BY AXTER
74189 Weinsberg · Heilbronner Str. 1
Tel. 07134/4136
Ihr Fachgeschäft mit der persönlichen Beratung

Getränke Schmid
Weidachstr. 48 · 74189 Weinsberg
Tel. 07134/26 51



74189 Weinsberg
Tel. 07134/519-0



SEAT-Vertragshändler
G. SCHEDLER
Weiler Str. 7 · 74182 OSU-Affaltrach
Tel. 07130/6383

DAS FOTOATELIER
INH. Sibylle Deininger
FOTOGRAFENMEISTERIN
ABTSÄCKER STR. 34
74189 WEINSBERG
TEL. 07134/
902522



EBERSTADT
WEINGÄRTNERGENOSSENSCHAFT
Lennacher Str. 25 · 74246 Eberstadt
Telefon 07134 / 9896-0

buch & co.
lesen schreiben spielen
Am Ordensschlass 2 · 74182 Obersulm-Affaltrach
Tel. 07130/453195

Teusser
DER FELSENQUELL AUS LÖWENSTEIN



Götze
MARKISEN
74189 Weinsberg · Abtsäckerstr. 46
Tel. 07134/14447

Klaus Heiland und Dr´Pfiff bedanken sich bei den nachgenannten Sponsoren, durch deren freundliche Unterstützung dieses Buch in dieser Art und Weise entstehen konnte.



Bahnhofstr. 16 und Kernerstr. 22
74189 Weinsberg · Tel. 07134/8225



STAATSWEINGUT
WEINSBERG
Traubenplatz 5
74189 Weinsberg
Tel. 07134/504-167



Anwaltskanzlei Hess
Gerrit Hess
74189 Weinsberg
Hauptstraße 24
Tel. 07134/134887



Gymnasiumstr. 37 · 74072 Heilbronn
Tel. 07131/7819-0

WILLI UNVERICHT



ABS PUMPEN KUNDENDIENST
Büro: Keplerstr. 7 · 74189 Weinsberg
Werkstatt: Hintere Str. 21 · 74248 Ellhofen
Tel. 07134/10001 + 14724

Barth
Das Fachgeschäft
für Pelze und Leder
Allee 25 · Tel. 8 42 32
74072 Heilbronn

Allianz

Bernd Germann · Hauptvertretung
Affenbergstr. 17 · 74189 Weinsberg
Tel. 07134/918680 · Fax 07134/918681

IMMOBILIEN-CENTER
Sabine Giel
& Uwe Beck
Wachturmgasse 7
74189 Weinsberg · Tel. 07134/23455
Wir suchen laufend Wohnungen und Häuser



bekannt für guten Service!
Autohaus **SCHICK**
... Ihr Partner für FIAT, LANCIA und FIAT-Transporter
Haller Str. 47 · 74189 Weinsberg
Tel. 07134/91190-0 · Fax 91190-16
www.ah-schick.de · e-mail: fiat-autohaus-schick@t-online.de

EP: Zacharias
ElectronicPartner
TV, Video, HiFi, Telecom, Electro, Reparatur
74189 Weinsberg · Bahnhofstraße 29 · Tel. 07134/6406

Klaus Heiland und Dr´Pfiff bedanken sich bei den nachgenannten Sponsoren, durch deren freundliche Unterstützung dieses Buch in dieser Art und Weise entstehen konnte.

Klaus Heiland und Dr´Pfiff bedanken sich bei den nachgenannten Sponsoren, durch deren freundliche Unterstützung dieses Buch in dieser Art und Weise entstehen konnte.

Künster-Portrait



HADE

Hans K. Dietrich

1929 in Schwäbisch Hall geboren
1948 nach Schulzeit Lehre im Malerhandwerk in Schwäbisch Hall
1955 Meisterprüfung in Stuttgart
1957 Diplom-Abschlussprüfung an der Höheren Fach- und Meisterschule für das Malerhandwerk in Stuttgart
1958 Fachberater im Malerhandwerk
Fachbereich Entwicklung neuer Dekortechniken, Raumgestaltung
Übersiedlung nach Öhringen
ab 1964 freischaffend
Malerei, Kunst am Bau, Grafik, Dekorlacktechnik, Handdrucktapeten
Mitglied im Hohenloher Kunstverein

Dokumentationen:
Das Goldene Buch – Kunst und Kultur in der BRD, Deutschland 1993
Allgemeines Lexikon der Kunstschaffenden, 1993
Dokumenta Artis, 1995
Forschungs-Institut Bildender Künste

Fachzeitschriften:
Die Mappe – Callwey Verlag – 1983 (Raumgestaltung)
Die Pirsch (Jagd- und Tiermalerei)
Wild und Hund (Tierportraits, Acrylrelief)

Einzelausstellungen:
z.B. Öhringen, Wildpark Daun, Bad Honnef, Großenhain, Treffen/Kärnten

Künster-Portrait

Michael Koszt

Kunstmaler und Grafik-Designer



Er tritt immer in Schwarz in der Öffentlichkeit auf mit schwarzer Hose, Hemd oder Umhang sowie einem Medaillon auf der Brust. Dennoch ist Michael Koszt als Kunstmaler und Grafik-Designer ein Mann der Farben.
Er wurde am 31. August 1943 in Budapest geboren und hat schon als Knabe erste Zeichnungen ausgestellt.
Von 1958 bis 1965 studierte er in Budapest an der Fachhochschule Malerei und Grafik.
Im Jahr 1967 übersiedelte der kompromisslose Gegner von Sozialismus und Kommunismus nach Deutschland. Im Jahr 1971 hat Michael Koszt sich mit dem Grafik-Büro „Miko-Grafik“ in Neuenstadt selbständig gemacht.
Seit dem Jahr 1987 bietet er in seiner „Miko-Galerie“ Künstlern aus der Region und dem Ausland eine Plattform. Koszt hat von 1971 bis 1982 die Bühnenkulissen der Freilichtspiele Neuenstadt gestaltet und tut dies wieder seit dem Jahr 2001.
Der Ungardeutsche hat unter anderem die Logos für das Internationale Hochsprungmeeting Eberstadt, für Neuenstadt und das Stadtmarketing Hardthausen entworfen. Außerdem stammen die Entwürfe für die Skulptur beim Hardthausener Rathaus und für die Statue „Weinbau Eberstadt“ von seiner Hand.
Koszt malt hauptsächlich in Tusche und im Acrylverfahren. Er ist begeisterter Mörike-Illustrator.
In der Region hat er sich außerdem durch seine Malkurse, die von ihm im Jahr 1973 in Neuenstadt initiierte Hobbykünstler-Ausstellung und durch die Ausstellung „Wein und Kunst", die erste ihrer Art im Landkreis Heilbronn, einen Namen gemacht.

„Die Feder“ Sinsheim



Liebe Freunde der Heiländer-Geschichten,

wenn Sie auf den folgenden Seiten statt amüsanten Geschichten von Klaus Heiland hineingestreut Spätzles-Rezepte zum Ausprobieren finden, werden Sie sich fragen, wie das?

Wir meinen, Geschichten aus unserer schwäbischen Heimat werden noch würziger, wenn sich nicht nur der Geist, sondern auch Gaumen und Magen angesprochen fühlen dürfen.

Was liegt also näher, als einen Ausflug in die Kunst des Spätzlesmachens zu unternehmen. In der Monatszeitung Dr´Pfiff haben wir aufgerufen, uns Spätzlesrezepte aus der heimischen Küche zu senden. Einen Teil davon veröffentlichen wir in diesem Band. Vielen Dank für die vielen Zusendungen.
Wir freuen uns, wenn Sie das eine oder andere Rezept ausprobieren.
Guten Appetit!

– Jürgen Schweizer –

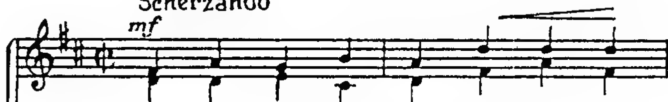
Spätzles-Lied

(Heinz Eugen Schramm)

Weise und Satz: Helmut Schell

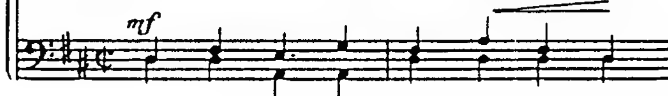
Scherzando

Sopran und Alt



1. Spätzle, Spätzle, Schwo-ba-spätz-le
2. Zuk-ker-spätzle, Schmoichel-kätz-le,
3. Schwoba-spätzle macht mei Schätzle

Tenor und Baß



schmecket halt so fei, so fei (oder gesummt) em-mer sot-tet
wenn i die net hätt, net hätt, jo, mei gol-digs
moi wia i mi freu, mi freu, ond vom Schätzle

g'schmälzte Spätz-le uf meim Tel-ler sei! Jo sei!
Herzens-schätzle, des ver-setz i net! Jo net!
no e Schmätzle, i ben glei da-bei! Da-bei!

poco a poco crescendo . . . .

pp

Denn geit's Spätzle, lacht mei Ma - ga, ond der ka scho
Schlupft mei Schätzle a me na, goht des Glück erst
Schmätzle, Spätzle, Herz ond Ma - ga, boi - de ken - net

pp

rit. *f a tempo*

viel ver - tra - ge jo, es ka net
rich - tig a —— Schätz - le, doch om
viel ver - tra - ge Spätz - le, Schmätz-le,

rit. *f*

ff

an - ders— sei: Schwoba - spätzle send halt fei!
was de—— bitt: Denk au an mein Ap - pe - tit!
dia send— fei, ond mei Schätzle, des bleibt mei!

ff

Woher kommen eigentlich Spätzle?
Was bedeutet der Name?
Wo werden Spätzle gegessen, hergestellt?
Wieviele Spätzle werden produziert?

Vielleicht können wir Ihnen einige dieser Fragen beantworten!

Woher kommt der Name Spätzle?

Der sprachliche Ursprung der Spätzle ist nicht bekannt, aber heftig umstritten. Noch bevor Spätzle vom Brett geschabt, oder Knöpfle durch das Knöpfle-Sieb gedrückt wurden, hat die Hausfrau mit der Hand oder später dem Löffel kleine Teigstücke geformt und ins kochende Wasser gelegt.
Der Teig in der Hand wurde mit einem Spatz in Verbindung gebracht, und zuerst hießen die Spätzle dann auch Spatzen – und waren entsprechend größer.
Eine andere Theorie besagt, dass das Wort Spätzle vom italienischen spezzato kommt, was soviel wie Gestückeltes, Geschnetzeltes heißt. Der Teig wurde in Stücke geschnitten oder gerissen, woraus dann die Spätzesform wurde. Die Schwaben verdolmetschten dann das Wort zu dem bekannten Spätzle (siehe dazu Georg Hertz „So reich ist die Welt – Leben eines Schwaben“).

Ungeachtet der sprachlichen Unklarheit blicken die Spätzle auf eine Geschichte zurück, die schon in der ersten Hälfte des letzten Jahrtausends begann. Genau lässt sich das natürlich nicht datieren. Die Schwaben waren früher arme Leute, hatten nicht viel Land und besonders auf der Schwäbischen Alb war der Boden nicht sehr ertragreich. Spätzle waren billig herzustellen, vielseitig einsetzbar, nahrhaft und gut wiederaufzubereiten.

Spätzle und Knöpfle

Die im Allgäu als Spezialität angesehenen Knöpfle sind eng mit den Spätzle verwandt. Beide sind aus dem gleichen Teig (wobei für die Knöpfle der Teig etwas flüssiger sein sollte) und wurden früher mit der Hand oder dem Löffel geformt und ins heiße Wasser gelegt. Daher hießen (und heißen immer noch) die Spätzle auch Spatzen.

Knöpfle sind im Gegensatz zu den länglichen Spätzle, kurz, rund und klein. Sie werden häufig mit einem Knöpfle-Sieb (oder auch Spatzenmodel) hergestellt. Das Wort stammt vom Althochdeutschen chnodo, der Knoten. Knöpfle ist dann das Knötlein.

Spätzle und Nudeln

Immer wieder keimt der Streit auf, ob Spätzle nun Nudeln sind oder nicht. Die meisten Schwaben werden dies sicher verneinen.
Ein Blick in die Teigwarenverordnung ergibt nur, dass Spätzle mit Sicherheit den Teigwaren zuzuordnen sind.
Lange waren Spätzle aber als „Bettelleits Nudla" bekannt. Inzwischen werden sie aber auch sehr gerne von den sogenannten Oberschichten gegessen.

Die Firma Buck aus Mengen-Ennetach (ihre Produkte sind u. a. „Gaggli Schwäbische Spätzle", sie sollten also was davon verstehen) antwortete uns auf eine entsprechende Anfrage, dass der Unterschied zwischen Nudeln und Spätzle darin bestehe, dass der Teig bei Spätzle in einer zähflüssigen Form ins kochende Wasser gebracht wird. Nudeln sind hingegen aus einem festen Teig.

Verbreitung

Spätzle kann man natürlich auf der ganzen Welt essen, insbesondere Exilschwaben tragen zu ihrer Verbreitung bei.
In Deutschland kann man sie in größeren Supermärkten überall als Fertigprodukt kaufen. Diese Fertigspätzle haben aber manchmal geschmacklich nicht viel mit den handgemachten Spätzle gemein.

Hauptsächlich gibt es Spätzle natürlich in ihrem Stammland Schwaben und im alemannischen Sprachraum. Das Gebiet erstreckt sich in Nord-Süd-Richtung in etwa von Mannheim bis Bern und von Westen nach Osten von den Vogesen bis zum Lech.

Der Spätzlesmarkt

Die Lebensmittelzeitung schätzt die jährliche Spätzleproduktion in Deutschland auf etwa 40.000 Tonnen. Marktführer dabei ist wohl die Firma Herrmann mit etwa 13.000 Tonnen pro Jahr.
Natürlich beinhalten diese Zahlen nicht die vielen selbstgemachten Spätzle, die mit Sicherheit einen sehr hohen Anteil ausmachen.

Zum Vergleich: Der gesamte Teigwarenkonsum in Deutschland liegt bei etwa 430.000 Tonnen pro Jahr, also durchschnittlich etwa 5.4 kg pro Kopf und Jahr.
Zum Vergleich: Die Italiener konsumieren etwa 25.8 kg Teigwaren pro Kopf im Jahr, da besteht noch echter Nachholbedarf.

Wie werden eigentlich Spätzle gemacht?

Wer zwar schon mal ein Spätzle-Brett gesehen hat, aber nicht weiß, wie man mit ihm und dem passenden Schaber richtige schwäbische Spätzle vom Brett schabt, bekommt jetzt die passende Einführung.

Natürlich ist es – besonders angesichts des großen Angebotes – einfach, sein Päckchen gekaufte Spätzle in einen Topf kochendes Wasser zu werfen. Nach ein paar Minuten sind die Spätzle eßfertig. Das war aber nicht Sinn unseres Spätzles-Aufrufes.

Wir haben uns an gute alte hausgemachte Spezialitäten erinnert, wie sie auch zu Großmutters Zeiten selbst zubereitet wurden. Besonders die unterschiedlichen Zutaten machen´s. Spätzle mit Eiern vom Hofladen, nicht aus Legebatterien wären unser Vorschlag. Aber erst durch verschiedenen Zutaten schmecken selbstgemachte Spätzle einfach besser, als die aus der Tüte.
Wer dennoch gelegentlich Spätzle kaufen will findet im Anhang einen Hersteller, der Trockenspätzle und frische Spätzle anbietet.

Utensilien zur Herstellung sind in der Regel:
Spätzle-Brett und Schaber, Spätzle-Drücker (Spätzle-Schwob), Spätzle-Hobel.
Über die Handhabung möchten wir uns nicht näher auslassen, die dürfte bekannt sein.
Aber vielleicht noch ein paar Tipps zum besseren Gelingen.

Pfiffige Tipps

Der Teig klebt nicht an, wenn das Spätzle-Gerät (Brett, Presse, ...) in das kochende Wasser getaucht wird, bevor der Teig zugefügt wird.
Es können bei Bedarf auch Wasser durch Eier und umgekehrt ersetzt werden. Dabei sollten mindestens 4 Eier auf 500 g Mehl benutzt werden. Am besten, das Wasser wird vollständig durch Eier ersetzt. Um eine intensive gelbe Farbe zu bekommen helfen Sie nach, mit dem Gewürz Kurkuma.
Wer gerne den Wein nicht nur im Glas hat, der könnte mal den Versuch machen: Riesling-, Traminer-, Trollinger-Spätzle. Der Phantasie sind keine Grenzen gesetzt.
Das normalerweise benutzte Weizenmehl Typ 405 kann auch durch andere Mehlsorten, insbesondere Vollkornmehl, ersetzt werden. Hierbei ggf. mehr Wasser zusetzen. Das Gericht enthält dann mehr Ballaststoffe, Vitamine und Mineralstoffe. Teilweise kann man beim Müller oder im Fachgeschäft auch spezielles „Spätzlesmehl" erhalten. Ein Teil des Mehls kann auch durch Hartweizengrieß oder Weizendunst ersetzt werden. Dadurch werden die Spätzle kerniger und fester. Außerdem weichen sie dann nicht so schnell auf, wenn sie evtl. länger auf der Platte liegen bleiben. Mit Mineralwasser statt Leitungswasser wird der Teig lockerer.
Es ist umstritten, ob die Spätzle abgeschreckt werden sollen. Beim Abschrecken wird die sich beim Kochen teilweise gelöste Stärke abgespült. Das Abschrecken empfiehlt sich zumindest, wenn die Spätzle nicht gleich weiterverarbeitet werden, sondern eingefroren werden. Spätzle lassen sich auf Vorrat machen und tiefkühlen.
Gibt man etwas Öl in den Teig, werden die Spätzle geschmeidiger.
Sind größere Mengen gemacht worden, kann aus dem Garwasser eine Gemüsesuppe gemacht werden, einige Vitamine und Mineralstoffe sind schon im Garwasser aufgenommen worden.



Spätzle em Bauch,
a Mädle em Arm,
s' erschte macht satt
ond s' zwoete macht warm.

Gurken-Spätzle

Spätzle-Zubereitung nach Grundrezept.
60 g Butter zergehen lassen, *4 Essl. Mehl* hinzugeben und goldgelb anschwitzen.
Mit heißer *Fleischbrühe* (gekörnter Brühe) auffüllen mit *Salz, Pfeffer* und *Essig* würzen.
Eine mit *Lorbeerblatt* und *Nelke* gespickte *Zwiebel* dazugeben und die Soße sämig kochen.
Eine *Gurke* schälen, in kräftige Scheiben schneiden und in die Soße geben, ca. 10 Min. mitkochen lassen und über die heißen Spätzle geben.

Für Vegetarier ein Festessen!
Wer auf Fleisch jedoch nicht verzichten will, kann 200 g Speckwürfel dazugeben.

von Marlene Etzel,
Bad Friedrichshall-Hagenbach



Gaisburger Marsch

(Kartoffelschnitz und Spätzle)

500 g gekochtes Siedfleisch in Würfel
2 l Fleischbrühe
500 g gekochte Kartoffelwürfel zusammen aufkochen und mit Salz, Pfeffer und Muskat würzen.

Spätzle:
400 g Mehl
4-5 Eier
1 Teel. Salz
etwas Wasser dazugeben und den Teig schlagen bis er Blasen wirft. Teig etwas ruhen lassen. Nun den Teig vom nassen Spatzenbrett in kochendes Salzwasser schaben.

Schmelze:
2 feingeschnittene Zwiebeln in *50 g Butter* glasig dünsten.

Spätzle und Zwiebeln unter den Eintopf mischen.

von Maria Fischer, Untereisesheim

Geschmälzte Spätzle mit Birnenkompott

Das Lieblingsgericht des bedeutenden Schwaben Carl Laemmle.

– Kompott –
4-6 ungespritzte aromatische Birnen (Williams od. Gute Luise)
Saft von 1 Zitrone
300 ml Birnensaft
100 ml Wasser
150 g Gelierzucker
2 cl Birnenbrand
– Spätzle –
250 g Mehl
3 Eier, 1/2 TL Salz
5 cl. Wasser
40 g Butter, 1 EL Weckmehl

Die Birnen waschen, schälen und halbieren. Kerngehäuse ausstechen, die Birnenhälften längs in Spalten schneiden und in Zitronensaft wenden, damit sie nicht braun werden. Birnenschalen und Kerngehäuse mit Gelierzucker, Birnensaft und Wasser zum Kochen bringen. 5 Min. vorsichtig köcheln und den Saft durch ein Haarsieb ablaufen lassen. Nicht durchdrücken. Die erhaltene Flüssigkeit aufkochen, dann die Birnenhälften und den Birnenbrand zufügen und ohne zu kochen „knackig" gar ziehen lassen. Die Butter erhitzen, das Weckmehl darin hell bräunen, dann den Zucker zugeben und die Spätzle darin warm schwenken. Mit dem kalten oder noch lauwarmen Kompott servieren.
Für die Spätzle aus dem Mehl, den 3 Eiern, dem Wasser und dem Salz einen glatten Teig rühren, bis er Blasen wirft. Vom Spätzlesbrett mit einem Messer, Schaber oder einer Palette dünne Spätzle in kochendes Wasser schaben. Die nach oben kommenden Spätzle herausnehmen, in heißem Salzwasser abspülen, gut abtropfen lassen und mit den süßen Bröseln warm schwenken.

von Gastronom Gerd Reiner
von Reiner's Rosine in Flein

Saure Kartoffelrädle mit Spätzle

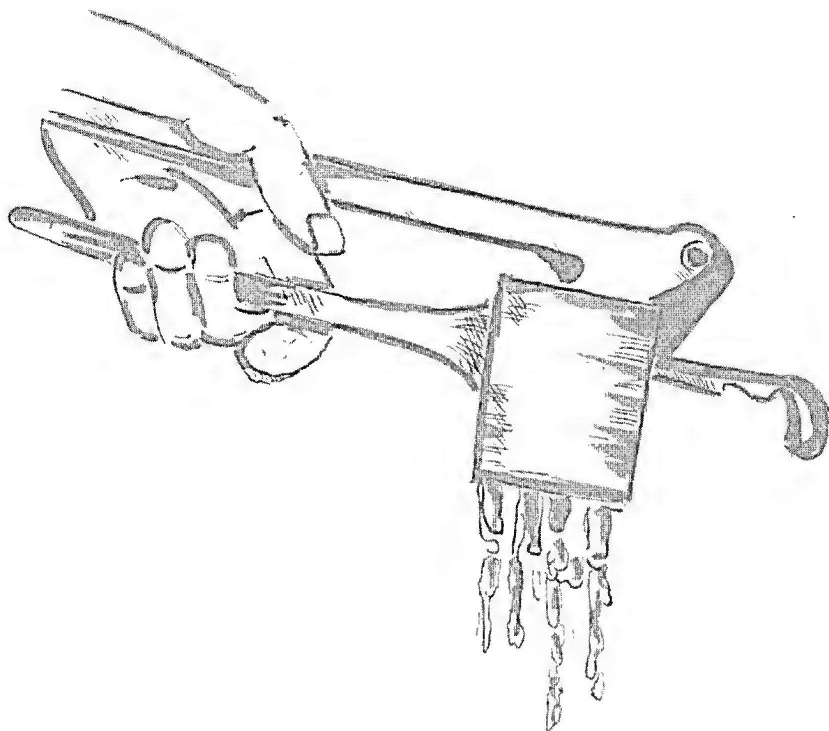
Kartoffelrädle:
1 kg Kartoffeln
– kochen und in Scheiben schneiden.
30 g Fett
50 g Mehl
1 EL geschnittene Zwiebeln
– eine Einbrenne herstellen.
3/4 l Wasser
1 Prise Salz
3 EL Essig
– zugeben und
25 Min. durchkochen.
1 Nelke
2 Lorbeerblätter
– nach Geschmack beilegen.

Spätzle:
250 g Mehl
2 Eier
1 TL Salz
1/8 l Wasser

Einen Teig mit Rührlöffel oder Knethaken schlagen, bis er Blasen wirft.
Teig auf das nasse Brett geben und mit Spatzenschaber dünne Streifen ins kochende Salzwasser streichen, sobald sie aufsteigen, nimmt man sie heraus, zieht sie durch frisches Wasser und richtet sie auf einer erwärmten Platte an, nachdem sie gut abgetropft sind. Kartoffelrädle in der Brühe nach Belieben mit Spätzle im Teller kombinieren.

Tipp: Spätzle mit so viel Eiern wie der Teig schluckt, und kein Wasser. Evtl. 1 TL Öl, das macht den Teig geschmeidig.

von Anne Bauer,
Bad Friedrichshall



Spätzles-Schmarrn

500 g Mehl
4 Eier
2 Teelöffel Salz
...und soviel Wasser, dass ein geschmeidiger Teig entsteht, der Blasen wirft.

Wenn die Spätzle aus dem kochenden Wasser kommen, gleich mit 2-3 Eiern, Salz und ein bisschen Butter vermischen und in einer Pfanne wie Omlett ausbacken und in Stückchen zerreißen.

Mit Salat servieren.

von Theresia Habic,
Bad Friedrichshall

Allgäuer Spinatspätzle mit Käsekruste

150 g Spinat
250 g Mehl
2 Eier
1 TL Salz
2 Zwiebeln
250 g Champignons
20 g Butter
125 g Kräutercreme
Salz
Pfeffer
200 g Emmentaler

Zwiebeln würfeln.
Champignons in Scheiben schneiden.

Aus blanchiertem Spinat, Mehl und Eiern, Salz, einen Teig herstellen, so lange schlagen bis er Blasen wirft.

Den Teig durch eine Spätzlespresse in reichlich kochendes Salzwasser drücken, 2 Min. aufkochen.
Käse reiben.
Spätzle abschrecken und in eine Auflaufform schichten.

Zwiebeln und Champignons in Butter andünsten, Kräutercreme dazugeben, mit Salz und Pfeffer abschmecken.

Masse über die Spätzle gießen, mit Käse bestreuen.

20 Min. bei 200° C überbacken.

von Susanne Schädel, Neckarsulm

Bunte Spätzles-Platte

für 4 Personen
375 g Mehl
125 g Hartweizengrieß
4 Eier
1/8 - 1/4 l Wasser

Salz kommt nur ins Kochwasser, so behalten die Spätzle ihre schöne gelbe Farbe.

Spätzles-Teig zubereiten.
Zu diesem Rezept bereite ich die Spätzle teils mit der Spätzlesmaschine, teils von Hand und einen Teil mit dem Spätzleshobel zu.

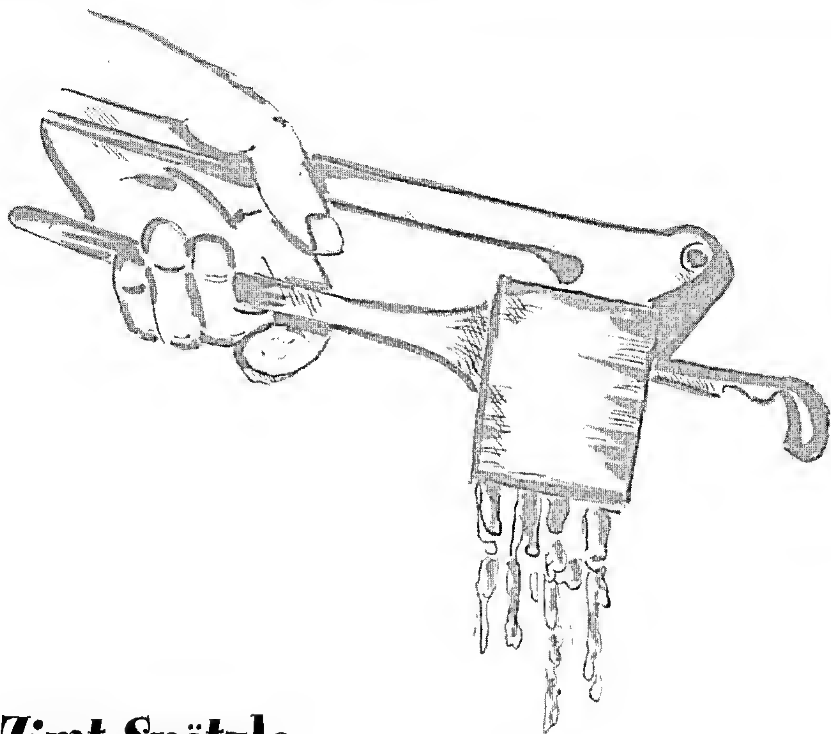
Den Teig teilt man in 4 gleiche Teile, vermengt die einzelnen Teile mit Spinat oder Kräutern (frischer Spinat färbt besser), Paprika oder Tomatenmark, Mohn oder schwarzem, grobem Pfeffer und einem Teil gibt man noch 2-3 Eigelb oder etwas Maismehl bei.

Zusammen serviert man alles auf einer vorgewärmten Platte.
Damit ist Ihnen der große Spätzlesorden sicher!

Man kann die Spätzles-Platte auch noch mit brauner Butter und Semmelbrösel servieren.
Mit Ackersalat oder sonstigem grünem Salat, jede Sorte Spätzle etwas abgeteilt, kann man ein Kleeblatt herstellen.

Sehr dekorativ für eine besondere Tafel!

von Karin Melkuhn,
Erlenbach



Zimt-Spätzle

Spätzle-Teig herstellen aus:
500 g Mehl
4 Eiern
1/8 bis 1/4 Liter Wasser
Pr. Salz

Spätzle von Hand schaben.
Im Backofen warm halten oder auf kleiner Flamme in einer ungefetteten, beschichteten Pfanne. Dann ca. 50 g Butter in einer Pfanne erhitzen, je 2 Esslöffel Zucker und Semmelbrösel sowie 1/2 Teelöffel Zimt darin rösten und über die heißen Spätzle geben.

Dazu reicht man Apfelkompott.

von Karin Melkuhn,
Erlenbach

Grundrezept

für 4 Personen
ca. 500 g Mehl
etwas Salz
4-5 Eier
ca. 1/8 bis 1/4 l Wasser

Die Zutaten gut verrühren und mit dem Kochlöffel so lange schlagen, bis der Teig geschmeidig wird und Blasen wirft.
Dabei sollte besonders darauf geachtet werden, dass der Teig nicht zu fest wird.
Man kann statt Wasser auch Mineralwasser nehmen, um die Spätzle noch luftiger zu machen.
Weitere mögliche Varianten sind, statt Wasser Milch zu nehmen und/oder zusätzlich noch etwas Öl beizumischen, um den Teig geschmeidiger zu machen.

Tipp: Mit in Butter gerösteten Semmelbrösel garnieren.

Leber-Spätzle

200 g frische durchgedrehte Leber
1 kl. Zwiebel
Petersilie
50 g Butter
2 kl. Eier
4-6 Essl. Paniermehl
1 Essl. Mehl
Salz und Pfeffer

Mit einer Prise Mayoran oder einer Prise Muskatnuss abschmecken.
Alle Zutaten in einer Schüssel vermengen und einen leicht sämigen Teig rühren.

Die Spätzle werden direkt in die Brühe gerieben. Kurz aufkochen lassen, anschließend ca. 5 Minuten ziehen lassen.

von Erika Jäger,
Bretzfeld

Feuriges Spätzle-Töpfle

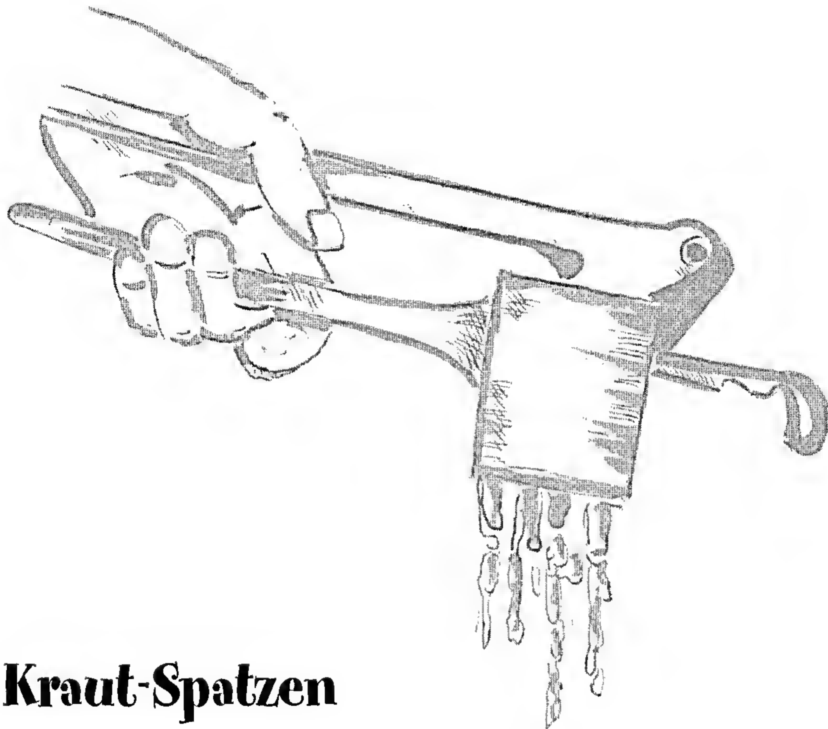
400 g Weizenmehl
4 Eier
ein gestrichener Teelöffel Salz
gut 1/8 l Wasser
300 g Hackfleisch
mit
feingehackter Zwiebel
scharf anbraten und mit
Salz, Pfeffer und
reichlich Paprika
würzen.

Tomatenmark dazugeben (oder eine kleine Dose Tomaten) und 400 g in Streifen geschnittenen Chinakohl (oder Chicorée) daruntermengen.

Zum Schluss gibt man noch etwas Tabasco und einen Schuss Rotwein dazu und wer will kann es noch mit Mehl etwas abbinden.

Das ganze wird nun mit Spätzle vermengt, mit frischen Kräutern bestreut und serviert.

von Hans Koeble,
Bad Friedrichshall



Kraut-Spatzen

1 Dose Sauerkraut
kochen
1 Handvoll Speckwürfel
1 gehackte Zwiebel
400-500 g Spätzle
kochen (auch gekaufte)
1/4 l Sauerrahm mit
3 Eiern verquirlen
125 g Butter mit
1 Zwiebel (in Ringen) gelbrösten.

In einer gefetteten Auflaufform gibt man eine Lage Sauerkraut, darauf die mit Speck gedämpfte, gehackte Zwiebel, dann eine Lage Spätzle und wieder eine Schicht Sauerkraut
Darüber Sauerrahm mit Eiern verquirlt gießen, zuletzt oben auf die Butter mit den Zwiebelringen.

Bei 200°
ca. 30 Minuten backen.

von Iris Squarra,
Gemmingen

D*ie Erfolgsgeschichte* der oberschwäbischen Nudelspezialitäten begann im Jahre 1929, als Johannes Buck inmitten einer wunderschönen Natur Oberschwabens in Mengen-Ennetach sein Unternehmen gründete. Der Familienbetrieb entwickelte sich Dank schwäbischem Fleiß prächtig. Das Rezept des Gründers ist klassisch und hat noch heute Tradition und Gültigkeit: Beste Qualität im Sinn hochwertiger Produkte, Flexibilität und Zuverlässigkeit im Betrieb sowie eine markt- und kundenbezogene Orientierung sind die Eckpunkte unseres Unternehmens.

Der Wein zum Buch

Eigentlich müsste diese Aufforderung bereits auf der Eingangs-Seite stehen, denn – was ist die schönste Lektüre, ohne den passenden Tropfen im funkelnden Glas. Nicht nur dem Geist, auch Ihrem Gaumen wollen wir gerecht werden mit einem

Eberstädter Eberfürst

Lemberger QbA, 0,75, halbtrocken

Weingärtnergenossenschaft Eberstadt

oder

Schwaigerner Heuchelberg ROSSO Cuvée

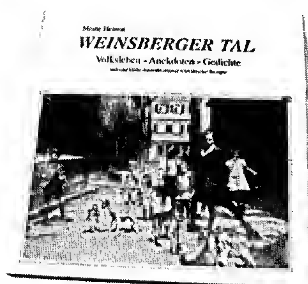
Rotwein QbA, 0,75, trocken

HeuchelbergKellerei Schwaigern

Diese Weine mit Künstler-Etikett (Buchtitel) gibt es zusammen mit dem Buch bei den Kellereien, beim Verlag Dr´Pfiff, oder über den Buchhandel.

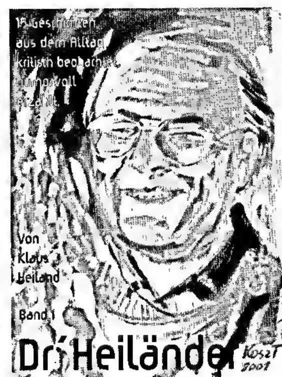
Bisher im Verlag Dr´Pfiff erschienen

– erhältlich im Buchhandel –



Meine Heimat Weinsberger Tal
von Jürgen Schweizer

Dr´Heiländer Band I
von Klaus Heiland





Sagen erzählen Geschichte
von Ulrich Maier



Menschen zwischen Salz und Wasser
von Lilo Krämer-Schweizer



Gedanken zum Tage
von den Pfarrern Hartmut Häcker u. Immanuel J. A. Nau

Der schwarze Renner von Neckarsulm
von Lilo Krämer-Schweizer



Klaus Heiland, ein knitzer Schwabe aus Stuttgart, in Weinsberg aufgewachsen, hat über Jahrzehnte Begebenheiten aus seinem Berufsleben als „Postler" niedergeschrieben, die ihm nachdenkenswert erschienen sind.

Mit seinem ersten Buch „Dr´ Heiländer" – Band I, hat er auf Anhieb eine regionale Fan-Gemeinde geschaffen, die ihn ermuntert hat, seine Erzählungen auch nach seiner Pensionierung weiter fortzusetzen;

Ein besonderes Anliegen ist es ihm, Danke zu sagen, dass aus dem Erlös eines jeden Bandes ein Spendenbetrag für die anstehende Renovierung der Orgel in der Weinsberger Johanneskirche geleistet wird.

Nicht nur dem Geist, sondern auch Ihrem Gaumen wollen Autor und Verlag gerecht werden durch einen regionalen Wein mit Dr´Heiländer-Etikett.


ISBN 3-9802608-5-2
9 783980 260855